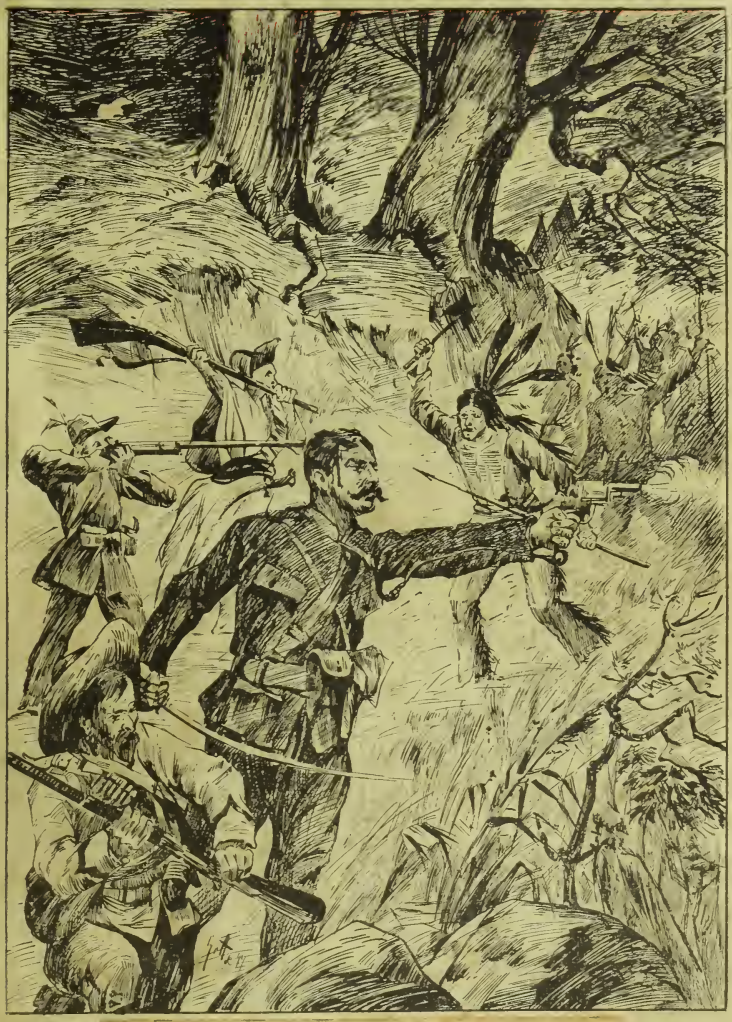
Tokeah,

der letzte Häuptling seines Stammes.



Buchhandlung u. Antiquariat
G. Szelinski u. Comp.
Wien, I., Weihburggasse Nr. 16

Bibliothek der Reisen und Abenteuer. Band VII.

HUGO MUELLER.

Tokeah,

der letzte Häuptling seines Stammes.

Erzählung

von

J. Grundmann.

Berlin W 30.
J. Gnadenfeld & Co.

BRUNO MUELLER.

Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/tokeahderletzteh01grun

Erstes Kapitel.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts stand an der Straße, die von dem Städtchen Coosa nach der damaligen Hauptstadt des Staates Georgien, Milledgeville, führte, das einsam gelegene Haus eines Hinterwäldlers. Ein großes Schild, das an einem Balkengerüst angebracht war, zeigte in grellen Farben die Figur eines Indianerhäuptlings, und darunter standen die Worte: „Einkehr für Mensch und Tier."

Es war eine finstere, stürmische Dezembernacht. In gewaltigen Stößen fegte der Orkan durch den Föhrenwald, an dessen Saum die Ansiedelung lag, und in das Heulen des Sturmes mischte sich das Krachen entwurzelter Bäume.

Plötzlich vernahmen die Bewohner des Blockhauses ein starkes Pochen an die Fensterladen. Der Hinterwäldler öffnete die Hausthür zur Hälfte und spähte in die Nacht hinaus. Zu seinem nicht geringen Erstaunen sah er vor sich einen riesigen Indianer, der ihm die Büchse entgegenhielt und gleich darauf die Thür vollends aufriß. Dann schritt derselbe an ihm vorüber in die Stube, gefolgt von etwa zwanzig seiner Gefährten.

Der Führer des Zuges schritt der Feuerstelle zu, wo ein Fichtenstamm glimmte, steckte einen Holzspahn in Brand und zündete damit das auf dem Tische stehende Talglicht an.

Das Innere der Blockhütte, von dem flackernden Schein des Lichtes nur matt erleuchtet, entsprach ganz dem rohen Aeußern des aus rohen Baumstämmen errichteten Hauses. In einer Ecke, gegenüber dem Herde,

stand der Schenktisch, hinter dessen Gitterwerk Flaschen, Gläser und Krüge aufgestellt waren.

Die mächtigen Ballen von Pelzwerk und Häuten, die neben dem Tische aufgeschichtet waren, zeugten von einem lebhaften Tauschhandel, den der Ansiedler mit den umwohnenden Indianern trieb.

Nicht weit von den Pelzvorräten befanden sich hinter einem Vorhange die Lagerstätten der Familienmitglieder.

Der Führer des Indianertrupps hatte auf einem Stuhle neben dem Herde Platz genommen, eine blutbedeckte Wolldecke, die zugleich das Gesicht verhüllte, bedeckte seinen Körper. Seine Gefährten, gleich ihm in blutige Wolldecken gekleidet, welche andeuteten, daß der Trupp eine blutige Expedition hinter sich habe, kauerten auf dem Lehmboden.

Eine Weile herrschte Schweigen in dem Raume, dann sprach der Anführer der Indianer:

„Hat mein weißer Bruder keine Zunge?"

„Er will anhören, was der Häuptling sagen wird," erwiderte der Amerikaner, der eine trotzige Kaltblütigkeit zeigte.

„Rufe Dein Weib!" befahl der Indianer.

Ehe der Wirt der Aufforderung Folge leisten konnte, that sich der bereits erwähnte Vorhang auseinander und eine hochgewachsene breitschultrige Frau betrat festen Schrittes den Schenkraum, schrak aber beim Anblick der blutigen Wolldecken nicht wenig zusammen.

Der Häuptling erhob sein Haupt und sprach in strengem Tone: „Höret, was ein großer Krieger Euch zu sagen hat. Seine Hände sind offen und er wird den Wigwam seines Bruders mit Biberfellen und Hirschhäuten füllen. Dafür verlangt er aber, daß seine weiße Schwester eine kleine Tochter in Pflege nimmt und ihr Nahrung giebt."

Mit diesen Worten öffnete der Indianer die weiten Falten seiner Wolldecke und zog ein kleines, in kostbare Pelze gehülltes Kind hervor.

Sprachlos starrte die Frau des Wirtes einige Augenblicke die liebliche Erscheinung an. Verwunderung und Erstaunen schienen ihre Zunge gefesselt zu haben.

„Guter Gott!“ rief sie endlich und streckte beide Hände nach dem Kinde aus. „Guter Gott! was für ein wunderlieblich kleines Ding. Es muß vornehmer Herkunft sein; man sieht das an den feinen Spitzen. Wo habt Ihr das Kind her? Armes, kleines Ding! Jawohl, ich will Dich behalten und Dich warten, als wärest Du mein eigen Kind.“

Die Frau schien Lust zu haben, ihrer Verwunderung noch weiter Ausdruck zu verleihen; ein bedeutsamer Wink des Mannes gebot ihr jedoch Schweigen.

Ohne das Ehepaar der geringsten Aufmerksamkeit zu würdigen, zog der Häuptling dem Kinde zunächst das Oberkleidchen von Fuchspelz aus und entledigte es darauf der übrigen Kleidungsstücke. Eine Medaille, die das kleine Wesen an einem goldenen Kettchen um den Hals trug, nahm der Indianer ebenfalls an sich. Hierauf reichte er die Kleine nackt und bloß der Wirtin, die mit ihrem Schützling hinter dem Vorhang verschwand.

„Der rote Krieger wird mit Biberfellen bezahlen, was sein weißer Bruder für das Kind thut,“ fuhr der Indianer fort; „aber er will behalten, was er gefunden hat, und die Thür muß sich öffnen, wenn er seine Tochter zurückfordert.“

„Ich will das Kind behalten, obwohl ich deren selbst genug habe,“ erwiderte der Ansiedler. „Aber was dann, wenn die Eltern ihr Kind zurückfordern, oder der weiße Vater (der Präsident der Vereinigten Staaten) erfährt von dem Handel?“

Der Häuptling schwieg eine Weile, dann sprach er in bedeutsamen Tone: „Des Kindes Mutter wird nie wiederkommen, und bis zu dem Wigwam des weißen Vaters ist es sehr weit. Hört er aber von dem Kinde, dann hat mein Bruder ihm davon gesagt. Fordert er es, so wird der Häuptling dafür die Kopfhäute seiner Kinder nehmen.“

„Dann behalte lieber das Kind," versetzte der Wirt, „ich mag mit der ganzen Sache nichts zu thun haben."

Der Indianer antwortete nichts, zog aber sein Messer aus der Scheide und warf einen drohenden Blick nach dem Bett, hinter dessen Vorhang die Mutter mit dem Kinde verschwunden war.

„Wir werden dafür Sorge tragen, daß niemand etwas von dem Kinde erfährt," rief die Wirtin.

Der Indianer schob das Messer wieder in die Scheide und sprach dann: „Die Kehlen der roten Männer sind trocken."

Der Wirt eilte hinter den Schenktisch und schenkte mehrere Gläser voll Whisky, die von den roten Kriegern schnell geleert wurden. Darauf erhob sich der Häuptling von seinem Sitze, warf ein spanisches Goldstück auf den Tisch und zog aus seinem Gürtel eine Halskette von roten Korallen. Damit näherte er sich dem Bettvorhange, streifte denselben zurück und hing den Schmuck dem Kinde um.

„Die Muscogees werden die Tochter eines ihrer Krieger wiedererkennen," sprach er dabei, warf noch einen Blick auf das Kind und verließ dann mit seinen Gefährten das Blockhaus.

„Für diesmal wäre die Gefahr glücklich an uns vorübergegangen," sprach der Wirt. Dann schlich er zur Thür und sah, wie die Indianer ihren Weg nach dem Flusse nahmen und dort mehrere bereitliegende Kanoes bestiegen. Nachdem er die Thür wieder geschlossen hatte, begab er sich zur Ruhe. Aber es verging längere Zeit als eine Stunde, ehe Schlaf in seine Augen kam; die Ereignisse der letzten Stunde wollten ihm nicht aus dem Sinn kommen.

Kapitän John Copeland — dies war der Name und Charakter des Schankwirts zum indianischen Häuptling — war einer jener Zwischenhändler, die sich unter dem Schutze der Vereinigten-Staaten-Regierung unter den Creeks niedergelassen hatten. Sein Tauschhandel

hatte ihm bereits ein hübsches Vermögen eingebracht. Das Geschäft warf einen reichlichen Gewinn ab; aber der Verkehr mit den wilden Nachbarn war auch ein sehr gefährlicher. Zwar hatten die Creeks viele Jahre hindurch mit den weißen Ansiedlern in scheinbar gutem Einvernehmen gestanden, sich auch willig den Maßnahmen der Regierung gefügt; aber trotz dieser günstigen Anzeichen wechselseitigen Zutrauens gab es hundert unangenehme Berührungspunkte, die zu Reibereien führen konnten. Die verschiedenen Friedensschlüsse, welche man den Indianern aufgedrungen, hatten diese allmählich des besten Teiles ihres angestammten Besitztums beraubt. Die roten Männer waren damit zufrieden gewesen in der Hoffnung, wenigstens dasjenige, was ihnen geblieben, in Frieden genießen zu können. Lange Zeit hatte man die Indianer in Ruhe gelassen; als aber die Wunden geheilt waren, die der Freiheitskampf dem Lande geschlagen, warfen die weißen Ansiedler lüsterne Blicke auf die fetten Niederungen, die sich längs des Coosa- und Oconeeflusses ausbreiteten. Nicht lange währte es, und die Ansiedler kamen häufiger und häufiger, um sich in den fruchtbarsten Landstrichen anzubauen, ohne sich um die Besitztitel der rechtmäßigen Eigentümer zu kümmern. Dieser rechtlose Zustand hatte erst wenige Monate vor dem nächtlichen Zwischenfall Veranlassung zu einer ernsten Streitigkeit gegeben. Zwar wurde der Zwist beigelegt; aber der Vergleich, weit entfernt, die Gemüter zu beruhigen, hatte vielmehr einen Stachel in den Herzen der roten Männer zurückgelassen, und es bedurfte nur des geringsten Anlasses, um den Brand, der unter der Asche fortglimmte, zur Lohe anzufachen.

Ein Krieg, so wenig Aussicht auf Erfolg er für die roten Männer auch haben mochte, für die zerstreuten weißen Ansiedler war er eine fürchterliche Geisel. Unser Kapitän hatte daher Grund genug, besorgt zu sein und die augenblickliche Ruhe erschien ihm wie die Stille vor einem Gewitter.

Zweites Kapitel.

Am Morgen, nach dem er den nächtlichen Besuch der Indianer gehabt, finden wir Kapitän Copeland mit den Zurüstungen zu einer Reise beschäftigt.

„Wann darf ich Dich zurückerwarten?" fragte ihn sein Weib.

„Das ist mehr gefragt, als ich beantworten kann'" lautete die Antwort. „Sollte ich aber morgen abend nicht zuhause sein, dann gehst Du zu den Irokesen. Thue auf alle Fälle, was ich Dir gesagt habe. Die Rothäute sind rege und wir müssen uns sputen, sonst hängen unsere Kopfhäute nächste Woche in ihren Wigwams."

Mit diesen Worten nahm er die Reitpeitsche von der Wand, steckte eine Pistole zu sich und bestieg seinen Gaul.

Die Straße, welche der Kapitän einschlug und die zur Wohnung des Agenten Mr. Sellan führte, lief anfangs durch einen langen Fichtenwald. Der Grund, eine sanfte Anhöhe, war mit einer dünnen Schneeschicht bedeckt, die in der vergangenen Nacht gefallen war. Allmählich senkte sich das Hochland in eine breite Thalebene, bewachsen mit Walnußbäumen, zwischen denen sich hie und da eine Lichtung zeigte, aus der einzelne aus Baumstämmen errichtete Hütten hervorschauten, die von Welschkornfeldern und Tabakpflanzungen umgeben waren.

Kapitän Copeland hatte sich mittlerweile dem Oconee genähert, und an dessen Ufern wurden die Hütten immer zahlreicher. Die Landschaft zeigte einen ziemlichen Grad von Kultur.

„Weiß der Kuckuck," brummte der Kapitän verdrießlich vor sich hin, „was Oberst Hawkins mit seinen Schmieden, Zimmerleuten, Webern, die er den Indianern verschreibt, im Sinne hat. Er wird doch die roten Teufel nicht etwa für alle Zeiten in Georgien festhalten wollen. Sie haben ihre Wohnungen und Welschkorn- und Tabakspflanzungen wie die weißen Ansiedler, ja sogar Flachs brechen sie," setzte er noch mürrischer hinzu, als sein Blick einer Gruppe von Mädchen begegnete, die um angezündete Feuer ihren Flachs lustig schwenkten; „ich glaube, bald werden Sie es auch versuchen, ihren Whisky selbst zu brennen. Na, immer zu, mein Oberst Hawskins. Es ist noch nicht aller Tage Abend geworden. Rothaut bleibt Rothaut, und ich vermöchte wohl eben so leicht einen Neger weiß zu waschen, als diese verräterischen Seelen zu ordentlichen Menschen zu machen."

Kapitän Copeland mochte an zwanzig (englische) Meilen zurückgelegt haben, und der Weg führte jetzt durch ein Gebüsch von Hundsholz, Hickory und wildem Lorbeer, dessen weit um sich greifendes Gezweige mehrmals sein Gesicht unsanft streifte. Plötzlich ließ sich ein leises Rauschen zur Seite des Weges vernehmen. Der Reiter hielt einen Augenblick inne, seine Augen auf das Gebüsch geheftet, und mit der einen Hand die Pistole spannend, mit der andern die gewichtige Reitpeitsche erhebend, harrte er der Dinge, die da kommen sollten.

„Sie sind mir auf der Fährte," brummte er vor sich hin, „verdammt, daß ich nicht gleich gestern abend geritten bin!"

Die letzten Worte waren kaum seinem Munde entschlüpft, da teilte sich das Strauchwerk und vor ihm stand der Häuptling von gestern abend, den Kopf noch immer zur Hälfte verhüllt, so daß nur ein Auge zu sehen war, dessen Blick sich mit dem Ausdruck tiefster Verachtung auf den Kapitän heftete.

„Ein mächtiger Krieger," sprach der Indianer im Tone bittersten Hasses, „hat seine Worte an einen Hund verschwendet, der nun geht, Unkraut auf den Pfad zu säen, der zwischen den weißen und den roten Männern

liegt. Hat er auch die Häupter derjenigen gezählt, die er in seinem Wigwam zurückgelassen? Wenn er vom Zwischenhändler zurückkehrt, dürfte er ihn leer und die Kopfhäute seines Weibes und seiner Kinder im Wigwam des roten Mannes finden."

Ein rauhes Hohngelächter begleitete die Drohung. Zugleich brachen aus dem Gebüsch eine Anzahl indianischer Krieger hervor und stellten sich zu beiden Seiten des Weges auf.

Geistesgegenwart war eine Tugend, die zu üben unser Hinterwäldler hinlänglich Gelegenheit gehabt hatte. Mit größter Seelenruhe erwiderte er daher: „Was will mein Bruder? Ich bin auf dem Wege nach der Stadt und möchte einige Ellen Flanell kaufen, um dem Kinde des Häuptlings ein Röckchen davon zu machen, da es sonst erfrieren würde."

„Wenn die Tochter des Häuptlings Kleider braucht, so wird der rote Krieger ihr solche senden," sprach der Indianer, und dabei haftete sein durchbohrender Blick fest auf dem Antlitz des Kapitäns.

„Wenn Ihr das Zeug zu schicken gedenkt," entgegnete der Wirt, „so kann ich wieder umkehren und spare Zeit und Geld. Vergeßt aber nicht, ein Paar Schuhe und Strümpfe beizulegen."

Dabei wandte er sein Pferd, um aus der gefährlichen Nachbarschaft zu kommen. Der Häuptling gab ihm jedoch ein Zeichen, noch zu warten."

„Der Pfade, die von dem Wigwam des weißen Mannes zu seinen Brüdern führen, giebt es viele," sprach er, „aber die Augen des roten Mannes sind offen und drei Monate darf sich mein Bruder auf diesen Pfaden nicht blicken lassen."

Der Häuptling kehrte dem Ansiedler darauf den Rücken und verschwand mit seinen Leuten wieder im Gebüsch; der Wirt aber wandte sein Pferd und ritt unverrichteter Sache nachhause. Auf dem Heimwege hatte er Zeit genug, über die abermalige Begegnung nachzudenken.

Daß die Indianer etwas Schlimmes im Schilde führten, schien außer Zweifel; aber wo das Ungewitter sich entladen würde und wie es zu verhindern sei, war mehr als er sagen konnte. Ihm selbst schien keine Gefahr zu drohen, denn sonst hätte der Häuptling das Kind nicht erst bei ihm in Pflege gegeben. Gegen Abend erreichte er seine Wohnung. Der Umstand, daß der Indianer bald darauf ein ziemlich starkes Bündel mit Flanell, Calicozeug und Kinderschuhen sandte, trug nicht wenig dazu bei, den Kapitän zu beruhigen. Einige Wochen später brach der Sturm los, traf aber nicht die weißen Ansiedler, sondern ihre Bundesgenossen, die Choctaws der sechs Gebiete, die weiter westlich am Mississippi wohnten und in dem blutigen Kampfe von den Creeks fast vernichtet wurden. Kapitän Copeland fügte der Nachricht den Wunsch bei: „Mögen die Rothäute einander den Hals umdrehen, um so weniger bleibt uns zu thun übrig.“ Zum Leidwesen des Wirtes und vieler Ansiedler wurde bald darauf von der Regierung zwischen den beiden feindlichen Stämmen der Friede wieder hergestellt.

Die wiedergekehrte Ruhe gab unserm Hinterwäldler auch seine vorige Freiheit zurück und mit dieser zugleich die Gelegenheit, den Schleier zu lüften, der über dem geheimnisvollen Vorgange jener Nacht schwebte. Aber alle Versuche, die der Kapitän auch machte, sie führten zu keinem Resultat. Vermutlich gehörte das Kind einer französischen oder spanischen Pflanzerfamilie, etwas Näheres ließ sich nicht in Erfahrung bringen.

Sieben Jahre waren vergangen. Das Geschäft des Kapitäns war gut gegangen, und die einfache Blockhütte hatte sich in ein geräumiges Haus verwandelt. Am Ufer des Coosa hatten sich zahlreiche Ansiedler niedergelassen, neue Pflanzungen waren entstanden und gaben der Gegend den Charakter größerer Sicherheit.

An einem herrlichen Sommerabende saß unser Wirt, der ein wohlhabender Mann geworden war, mit seiner Familie und seinen Nachbarn bei der Abendtafel, die, der Reichhaltigkeit der aufgetragenen Speisen nach zu

schließen, eine feierliche Veranlassung zu haben schien und auch einen Feinschmecker befriedigt haben würde. Obenan saß ein schmächtiger, junger Mann, dessen blasse Gesichtsfarbe und der bis zum Kragen zugeknöpfte Rock den Methodistenprediger verrieten. Er hatte längere Zeit in der nahen indianischen Niederlassung Coosa als Prediger und Lehrer gewirkt, und war nun willens, diese Gegend für immer zu verlassen. An seiner Seite saß das kleine Mädchen, das sieben Jahre vorher auf eine so seltsame Weise ein Mitglied der Copelandschen Familie geworden war. Es lag etwas ungemein Zartes und Edles in den kindlichen Zügen, und das klare Auge schaute oft sinnend und wehmutsvoll zu dem Prediger auf. Derselbe war sichtlich eingenommen von dem lieblichen Wesen und beschäftigte sich während des Essens viel mit der Kleinen. Er hatte bereits einigemale die Unterhaltung auf einen bestimmten Gegenstand zu lenken versucht, immer aber war Kapitän Copeland ihm ausgewichen. Endlich winkte er dem Mädchen, und diese verließ an der Hand ihrer Gespielin die Stube.

„Wollt Ihr nichts von meinem Vorschlag hören, Kapitän?“ sprach der Geistliche. „Ich kann Euch nicht sagen, wie sehr mir das Schicksal des armen Wesens zu Herzen geht. Die Trennung von ihr wird mehr sehr schwer, wollt Ihr das Kind meiner Obhut nicht anvertrauen? Es wäre doch schrecklich, sollte sie den Indianern wieder in die Hände fallen.“

„Alles ganz gut,“ erwiderte der Kapitän, „aber sie gehört dem Häuptling, und ich habe nicht das Recht, so ohne weiteres nach Gutdünken über sein Eigentum zu verfügen. Jedes Jahr hat er seine zehn Biber- oder Bärenfelle für Kost und Wohnung gesandt, dazu auch die Kleidung, und wie Ihr sehen könnt, ist ihr Anzug nicht der schlechteste.“

„Habt Ihr nie wieder etwas von ihm gehört?“ fragte der Missionar.

„Ich sah ihn noch dreimal,“ gab der Kapitän zögernd zur Antwort, als wolle er mit der Sprache nicht recht heraus. „Das letzte Mal war es auf der Straße nach

Milledgeville. Ich wollte zum Obersten Hawkins, um mit ihm des Mädchens wegen zu sprechen und die Sache in die Zeitungen setzen zu lassen. Niemand wußte um mein Vorhaben, selbst meinem Weibe hatte ich nichts davon erzählt, und doch mußte der Häuptling Wind bekommen haben. An vierzig Meilen Wegs ließ er mich zurücklegen, dann schoß er meinen Gaul nieder wie einen Hund."

„Vermochte auch keiner der Indianer Euch irgend welchen Aufschluß zu geben?" fragte der Geistliche weiter. „Ihr sagtet mir, der Häuptling selbst habe dem Kinde die Korallenschnur umgehängt; ist denn vielleicht ein geheimes Zeichen daran?"

„Die Wahrheit zu gestehen, ich spreche nicht gern von der Sache. Wenn Ihr aber etwas davon erfahren wollt, so ist eben Gelegenheit dazu vorhanden. Ein Krieger der Creeks liegt draußen in meinem Vorratsschuppen."

„Ich muß ihn sehen," sprach der Prediger, der sogleich vom Stuhle aufstand und mit einem Glase Rum in der Hand über den Hofraum schritt.

Der Indianer lag in tiefem Schlafe, neben ihm sein Karabiner. Kaum aber war der Geistliche vor ihn hingetreten, als er die Augen aufschlug und auf die Füße sprang.

Der Geistliche winkte ihm, in den Garten zu folgen und nahm das kleine Mädchen, dem er liebevoll einen Kuß auf die Stirn drückte, in seine Arme.

Der rote Krieger warf einen Blick auf das Kind, einen zweiten auf das Korallenhalsband. Dann begann ein fieberartiges Zittern durch seine Glieder zu gehen. Allmählich zog er sich erschrocken von dem Kinde zurück und eilte dann flüchtigen Laufes dem Walde zu.

Betroffen kehrte der Missionar in das Haus zurück.

„Nun, Mr. Lovering, habt Ihr aus der Rothaut etwas herausbekommen."

Der Prediger erzählte, was sich begeben hatte und fügte die Bitte bei: „Ueberlaßt mir das Kind; ich werde selbst mit dem Agenten sprechen."

„Damit bin ich auf keinen Fall einverstanden," erwiderte der Kapitän, „wenigstens nicht, so lange ich hier wohne. Wenn mich nicht alles trügt, sind die Creeks wieder in Bewegung. Es wird heiß hergehen, verlaßt Euch drauf. Man sagt, der Häuptling der Oconees wolle sich mit dem schrecklichen Tecumseh verbinden. Aber meines Bleibens ist hier nicht mehr lange; ich sehne mich nach einem ruhigeren Platze, und wenn ich erst unten am Mississippi bin, dann mögen die Rothäute hier thun, was sie wollen."

In demselben Augenblicke war vom Garten her ein lauter Angstruf zu vernehmen und gleich darauf kam das kleine Mädchen, zitternd und bleich vor Angst, in die Stube gerannt, eilte auf den Prediger zu und warf sich vor ihm auf die Knie.

Die Angst des Kindes erfüllte die Anwesenden mit Bestürzung.

Das Rätsel sollte bald gelöst werden.

Der Missionar war noch dabei, die Kleine zu beruhigen, da trat ein langer, hagerer Indianer in die Stube und nahm auf einem Stuhle Platz. Anzug, Putz und Bewaffnung verrieten einen Krieger ersten Ranges. Auf dem Haupte trug er die Federkrone der Micos oder Könige der Oconees. Der Gliederbau ließ trotz der Magerkeit auf ungewöhnliche Körperkraft schließen. Die Kleidung bestand in einem Jagdhemd aus weich gegerbtem Hirschleder und einem buntfarbigem Lendentuch, das durch den Gürtel festgehalten wurde. Die Mocassins waren reich bestickt und mit Nähten verziert. In der Rechten hielt er einen Karabiner und im Gürtel steckte das reich mit Silber ausgelegte Jagdmesser.

„Tokeah!" rief der Missionar beim Anblick des roten Kriegers aus.

Kapitän Copeland, der eben sein Glas zum Munde führen wollte, setzte dasselbe wieder ab, als ein Name genannt wurde, der die weißen Grenzbewohner jahrelang in Angst und Schrecken erhalten hatte.

„Sechs Winter sind vergangen, seit der Mico der Oconees seine Tochter dem weißem Manne zur Pflege

übergab," sprach der Häuptling nach einer Pause zu dem Kapitän; „er ist nun gekommen, sie in seinen Wigwam zu holen."

„So wart Ihr es, der uns in jener bangen Nacht die arme Rose, wie wir das Mädchen genannt haben, gebracht? Das Kind hat uns manche bange Stunde verursacht. Wenn es nun abhanden gekommen wäre?"

„Die weißen Männer verlangen nur nach den Tierfellen und den Ländereien des roten Mannes," erwiderte der Indianer mit bitterem Lachen, „aber wenig ist ihnen an einem Häuptlinge gelegen und an dem, was ihm Freude bereitet. Der rote Mann ist nun gekommen, zu nehmen, was ihm gehört."

„Wollt Ihr Rosa, deren Eltern Ihr wahrscheinlich gemordet habt, Eure Tochter nennen?" fragte der Prediger.

Der Indianer warf einen Blick tiefster Verachtung auf den Missionar und entgegnete: „Was würde wohl aus der weißen Rose geworden sein, wenn die Hand Tokeahs nicht den Arm aufgehalten hätte, der ihren Schädel an einem Baumstamm zerschmettern wollte? Die Zunge des weißen Mannes spricht von Dingen, die seinem Herzen fremd sind. Ihr sagt uns, wir sollen unsere Nächsten lieben, während diese uns unsere Felle, unser Vieh und unser Land nehmen und uns aus den Jagdgründen unserer Väter vertreiben.

„Der Mico der Oconees wird doch eine arme christliche Waise ihren Pflegeeltern nicht entreißen wollen?" sprach der Prediger, „der weiße Vater würde dem Häuptling zürnen und ihn seinen starken Arm fühlen lassen."

„Der Mico der Oconees wird nie wieder den weißen Vater sehen," entgegnete der Indianer. „Sein Herz sehnt sich nach Freiheit, und sein Pfad führt in Jagdgründe, die noch nie der Fuß eines weißen Mannes betreten. Er braucht seine Tochter, das Wild zu kochen und sein Jagdhemd und seine Mocassins zu nähen."

Nach diesen Worten schritt er zur Thür, öffnete dieselbe und eine Anzahl Krieger, denen zwei Mädchen folgten, trat in die Stube.

„Canondah!“ sprach der Geistliche. „Du hier?“ Dabei reichte er einer der Indianerinnen seine Rechte. Die Angeredete kreuzte ihre beiden Hände über der Brust und senkte demütig das Haupt.

„Willst Du uns verlassen?“ fragte der Missionar.

Die Indianerin erwiderte nichts; ihre Gefährtin aber hob auf ein Zeichen des Häuptlings Rosa auf und schlug einen Teppich um sie, dessen Zipfel sie um ihre Schultern knüpfte.

Der Prediger wandte sich nun wieder an Canondah und sprach: „Du warst immer ein edles Mädchen und so empfehle ich denn diese zarte Pflanze Deiner schwesterlichen Liebe und Sorgfalt. Willst Du ihr eine Mutter sein?“

Die Indianerin nickte.

„Und dieses Buch,“ fuhr der Missionar fort, ihr eine Taschenbibel überreichend, „sei Dir und Rosa ein Andenken an Euren Lehrer. Behalte den, der Dich erlöset, stets in Deinen Herzen.“

Darauf legte er seine Hände segnend auf Canondahs und Rosas Haupt, worauf die beiden Indianerinnen nebst ihren Gefährten die Stube verließen. Nur der Häuptling war zurückgeblieben.

Einige Augenblicke herrschte tiefe Stille, dann erhob sich Tokeah und voll Stolz auf die Anwesenden blickend, sagte er: „Der Mico der Oconees hat bezahlt, was die Weißen seiner Tochter gegeben. Er geht nun. Sein Pfad ist lang, möge er die Weißen nie wiedersehen!“

Nach diesen Worten wandte er den Anwesenden den Rücken und schritt hinaus ins Freie.

Auch wir verlassen nun den bisherigen Schauplatz unserer Erzählung und die Familie des Schankwirtes, um den Faden unserer Erzählung erst nach mehreren Jahren und in einem fernen Lande wieder aufzunehmen.

Drittes Kapitel.

Zu der Zeit, in der unsere Erzählung spielt, bildete der Sabinefluß, der sich in den Sabiner-See ergießt und dessen Abfluß in den Meerbusen von Mexiko mündet, die Grenze zwischen Louisiana und Texas. Rechts nimmt der Sabinefluß den Natchez auf; die Landzunge zwischen den beiden Gewässern bildet eine sanft ansteigende Anhöhe. Auf der rechten Seite des Sabine breitet sich ein undurchdringlicher Urwald aus, so dicht verwachsen, daß selbst der Prairiewolf und der Damhirsch sich nicht Bahn zu brechen vermögen. Die Landzunge zwischen dem Sabine und Natchez zeigt einen freundlichen Charakter Saftig grüne Wiesengründe wechseln ab mit kleinen Wäldern von Tulpenbäumen und Cypressen, in denen der Jasmin und die wilde Rebe ihre Ranken von Baum zu Baum schlingen.

Es war an einem prächtigen Herbstnachmittage. Die Sonne neigte sich bereits hinter die Wipfel der Bäume, welche das westliche Ufer des Natchez umsäumten. Kein Wölkchen war am Himmel zu sehen und balsamische Düfte erfüllten die Luft. Die tiefe Stille wurde nur selten unterbrochen.

Auf einem schmalen Pfade, den das Wild sich gebahnt, sah man eine weibliche Gestalt einer kleinen Lichtung zuschreiten, die dadurch entstanden war, daß der Sturm eine Sykomore entwurzelt hatte. Ihre Hautfarbe verriet indianische Abstammung. Sie trug ein Kleid von Calicostoff, das bis auf die Knöchel reichte und das Haar war in einen Knoten geschlungen, den ein Kamm festhielt. Die Füße waren mit Halbstiefeln von Alligatorhaut bekleidet, von ihrem Gürtel hing ein ziemlich langes

Taschenmesser herab und in der Rechten trug sie einen Korb von Binsengeflecht. Die Erscheinung war eine Indianerin von etwa zwanzig Jahren mit edlen Gesichtszügen.

Auf der kleinen Lichtung angekommen, hielt sie in ihrem Lauf inne und schaute auf den Pfad zurück, in dessen Windungen ein zweites Mädchen sichtbar wurde.

„Aber Rosa, wo bleibst Du denn?“ rief sie voll Ungeduld, während sie wieder zurücksprang und die Gefährtin in ihre Arme schloß.

Es war dies niemand anderes als Rosa, die Pflegetochter Copelands, die Tokeah vor nunmehr acht Jahren mit sich nach dem Westen genommen hatte.

Das Kind war zur herrlichen Jungfrau erblüht. Ein grünseidenes Kleid umhüllte ihre Glieder; an den Füßen trug sie Mocassins wie die Indianerin; um ihren Hals war ein weißes Seidentuch geschlungen und in der Hand trug sie einen Strohhut.

„Die weiße Rosa ist nicht mehr wie früher,“ sprach die Indianerin, „warum ist meine Schwester betrübt?“

Rosa gab der Gefährtin keine Antwort, aber Thränen traten in ihre Augen.

„O, sage Deiner Canondah, was Dein Herz betrübt,“ bat die Indianerin. „Siehe“, sprach sie und ihre Stimme nahm einen wehmütigen Ton an, „siehe, diese Arme haben die weiße Rosa getragen, als sie noch klein war; Canondah hat ihre weiße Schwester Tag und Nacht vor Schaden behütet. O, sage Deiner Canondah, was Dich so traurig stimmt.“

Rosa blickte ihrer Freundin ins Auge, dann sprach sie in leisem Tone: „Was mich traurig stimmt? Weiß es Canondah nicht, daß der große Häuptling des Salzsees bei dem Mico um meine Hand geworben hat?“

Canondah schlang ihren Arm um das weinende Mädchen und zog es sanft einem Cottonbaume zu, an dessen Stamm eine Rebe, die prächtige reife Trauben trug, emporrangte. Hier ließ sich Rosa ins weiche Gras nieder, während ihre Gefährtin die Trauben sammelte.

„Traurig ist der Pfad eines Oconeemädchens," sprach die Indianerin; „wenn die Krieger auf die Jagd gehen, müssen wir Korn mahlen. O wäre Canondah doch ein Mann!"

„Und El Sol?" erwiderte Rosa darauf. „Canondah sollte nicht klagen."

„Ja, El Sol ist ein großer Häuptling," entgegnete die Indianerin voll Stolz, „und Canondah verdankt ihm ihr Leben. Bald wird er kommen, sie in sein Wigwam zu holen. Dann will ihm Canondah ins Ohr singen, was meine arme Schwester traurig macht. Er ist ein großer Häuptling; der Mico wird auf seine Worte hören und die Geschenke, die der Häuptling des Salzsees geschickt, zurücksenden. Rosa wird seinen Wigwam nie sehen."

Rosa schüttelte voll Zweifel den Kopf. „Der Mico sieht den Häuptling des Salzsees mit dem Auge eines Kriegers an und nicht mit denen eines Mädchens," seufzte sie dann. „Er hat ihm Rosa versprochen und Deine arme Schwester will lieber sterben als sein Weib werden."

Die Unterhaltung der beiden Mädchen wurde durch ein Geräusch unterbrochen, das vom Flusse heraufkam.

Die Indianerin hatte die Töne kaum vernommen, da brach sie mit der Schnelligkeit eines Hirsches durch das Rohr und war im nächsten Augenblick verschwunden. Rosa folgte ihr. Während sie sich mühsam durch das Dickicht arbeitete, vernahm sie eine fremde Stimme. Unmittelbar darauf folgte ein Geräusch, wie der Fall eines schweren Körpers ins Wasser, begleitet von einem heftigen Umherschlagen im Schlamme; dann war alles wieder ruhig.

Als Rosa endlich auf eine lichte Stelle kam, sah sie die Freundin am Ufer des Flusses, und nicht weit davon wand sich röchelnd ein Alligator im Schlamme.

„Sieh doch!" rief die Indianerin, indem sie auf eine tiefe Wunde im Nacken des Untieres wies und dabei triumphierend das Messer schwang; „ich begrub es bis zum Hefte in seinem Halse. Canondah ist nur ein

schwaches Mädchen; aber sie könnte den weißen Jüngling lehren, die Wasserschlange zu töten."

„Was für einen weißen Jüngling?" fragte Rosa verwundert.

Die Indianerin legte ihren Zeigefinger bedeutsam auf den Mund, näherte sich einem Cypressenbaume, der wenige Schritte entfernt stand und bog mit der linken Hand die Zweige auseinander, während sie die Rechte als Zeichen des Friedens ausgestreckt hielt. Bald darauf öffneten sich die Zweige, und ein junger Mann näherte sich vorsichtig dem Rande des Wassers, seine Hände nach dem zunächst stehenden Rohre ausstreckend.

Fragend blickte Rosa zu ihrer Gefährtin hinüber. Diese wies schweigend auf ein Boot, das nahe dem Ufer umgestürzt auf dem Wasser schwamm.

Als der Jüngling das Ufer fast erreicht hatte, fing er plötzlich zu schwanken an. Canondah aber verhütete seinen Fall ins Wasser, indem sie ihn mit ihren Armen auffing und aufs Trockne zog. Da zeigte sich die Ursache der Schwäche, die den Fremden befallen. Der Alligator hatte ihm eine tiefe Fußwunde, die heftig blutete, beigebracht.

Kaum war die Indianerin derselben ansichtig geworden, als sie schnell eine junge Palma Christi abbrach und das zarte Fleisch, das unmittelbar unter der Rinde liegt, loslöste. Mit den weichen Fasern verstopfte sie die Wunde, während Rosas Halstuch zum Verbinden genommen wurde.

Bewußtlos und mit gebrochenen Augen lag der Jüngling da; die fahle Gesichtsfarbe und die eingefallenen Wangen deuteten auf wochenlange Entbehrungen. Sein Haar war vom Seewasser durchtränkt und hing ihm in Flechten um Stirn und Nacken.

„Unser weißer Bruder ist im Kanoe des Häuptlings des Salzsees gekommen," sprach die Indianerin leise zu ihrer Gefährtin; „aber er gehört nicht zu seinen Kriegern. Sieh nur einmal seine Hände an, sie sind kaum stärker als die meinigen und zart wie die eines Mädchens."

„Vielleicht ist er ein Bote von ihm," bemerkte Rosa.

„Der Häuptling des Salzsees hat ihn nicht geschickt," widersprach die Indianerin. „Siehe, er kommt vom Salzsee durch den großen See, der das Wasser unsers Stromes trinkt; aber er weiß nicht einmal ein Kanoe durch das Rohr zu bringen. Er glaubte, die Wasserschlange sei ein abgestorbener Baumstamm, und als er mit dem Fuß darauf trat, brachte sie ihm mit ihren scharfen Zähnen die Wunde bei. Dein weißer Bruder ist dem Häuptling des Salzsees entflohen."

Sie sprach diese Worte mit einer Bestimmtheit und Zuversicht, als wenn sie den Fremdling auf seinem abenteuerlichen Zuge begleitet hätte.

„Und würde Canondah zugeben, daß er in der kalten Nacht erstarre?" fragte Rosa.

„Meine Schwester spricht wie ein weißes Mädchen, Canondah aber ist die Tochter des Mico," entgegnete die Indianerin ein wenig trotzig. Als sie aber sah, daß Rosa traurig das Haupt senkte, ergriff sie die Gefährtin bei der Hand und fügte in freundlichem Tone hinzu: „Canondah will auf die Stimme ihrer Schwester hören; wir müssen den weißen Jüngling aber in dem hohlen Baume verbergen."

Der Verwundete war unterdessen aus seiner Ohnmacht erwacht; aber Entbehrungen und Blutverlust hatten seine Kräfte so geschwächt, daß er sich kaum aufrecht erhalten konnte, und nur mit Mühe vermochten ihn die Mädchen durch das Rohr zu schleppen. Sie hatten noch nicht die Hälfte des Weges zurückgelegt, als den Jüngling die Kräfte verließen und er wieder bewußtlos wurde; am Stamm einer Pinie ließen sie ihn zu Boden gleiten.

Nachdem die Mädchen sich einigermaßen von ihren Anstrengungen erholt hatten, begaben sie sich tiefer in den Wald und machten vor einem ungeheuren Cottonbaume halt, dessen Inneres hohl und so geräumig war, daß mehr als ein Dutzend Menschen darin Platz finden konnte. Vorsichtig näherten sich die beiden Mädchen der Oeffnung, um sich zu überzeugen, ob der Baum auch

leer sei, und bereiteten dann aus spanischem Moos eine Lagerstätte. Als diese Vorbereitungen beendigt waren, eilten sie wieder zu dem Fremden zurück und trugen ihn in die Baumhöhle, um ihn dort zu verbergen. Die Indianerin rollte noch etliche morsche Holzblöcke vor den Eingang, dann begaben sich die Mädchen nach dem Orte zurück, wo sie die Trauben gesammelt hatten, rafften den Vorrat auf und schlugen dann den engen Pfad ein, den sie gekommen waren.

Viertes Kapitel.

Nicht weit von dem Schauplatze des soeben erzählten Abenteuers zog sich in einer Ausdehnung von mehreren Meilen am Ufer des Sabine eine Lichtung hin, über die einzelne Baumgruppen zerstreut waren. Hier und da wirbelten zwischen den Aesten dünne Rauchwölkchen empor und unter den Bäumen standen Hütten, umgeben von kleinen Tabak- und Welschkornpflanzungen. Die Wohnungen, es mochten deren etwa fünfzig sein, waren aus dünnen Stäben gezimmert, mit Rohr gedeckt und erhielten ihr Licht durch die Thür, vor welcher eine Büffelhaut vom Pfosten herabhing, die während des Tages auf das niedrige Dach zurückgeworfen wurde.

Zwischen den Hütten trieben sich lärmend und balgend kleine kupferfarbige Kinder umher. Etwas abseits auf einer Wiese sah man zwölf- bis vierzehnjährige Burschen kriegerischen Uebungen obliegen. Während einige auf dem Rasen fortkrochen, hatten sich andere in der Ferne auf die Erde geworfen. Das Ohr fest auf den Boden gedrückt, lauschten sie den Bewegungen ihrer Gegner, denen sie sich zu nähern suchten, bis sie plötzlich aufsprangen und über sie herfielen. Vor einigen Hütten saßen die Squaws mit ihren erwachsenen Töchtern und waren damit beschäftigt, Welschkorn auszuhülsen, Flachs zu brechen oder Tabaksblätter zu schichten. Am oberen Ende der Niederlassung standen zwei größere Hütten, mit Lauben von Palmen umgeben und ziemlich großen Rasenplätzen vor den Thüren.

Vor einer dieser Hütten kauerte eine Gruppe von etwa fünfzig Männern am Boden, in dichte Wolken von Tabaksrauch gehüllt. Die Männer hatten augenscheinlich

ihre Plätze nach ihrem Range eingenommen, denn der innere Halbkreis war von den älteren eingenommen, während die jüngeren einen zweiten und dritten Halbkreis bildeten. In der Mitte des Bogens saß ein alter Krieger, auf den die Blicke der Versammlung mit einem besonderen Ausdruck von Vertrauen und Ehrfurcht gerichtet waren und der offenbar das Oberhaupt des Völkchens war.

Das offene Jagdhemd zeigte eine Brust, die über und über mit Narben bedeckt war. Auf dem Gesicht ruhte finsterer Ernst, der den vertrockneten aber stolzen Zügen ein seltsames Gepräge schwerer Kämpfe und furchtbarer Seelenleiden gab — es war Tokeah, der Mico der Oconees.

„So hat denn unser Volk abermals einen Teil seiner Gründe verloren," ließ sich ein Krieger aus dem innern Halbkreise vernehmen.

„Ein Elch kann zwischen Sonnenauf- und Untergang dreimal über die Jagdgründe unseres Volkes jagen," erwiderte der Häuptling, ohne seine Stellung zu verändern.

„Und der heilige Grund wurde gefärbt mit dem Blute der roten Männer?" fragte ein zweiter Krieger.

„Der Erschlagenen waren zwanzigmal mehr, als der Männer der Oconees, die nun mein Auge sieht," erwiederte der Mico. „Ihre Leichname lagen auf der Erde gleich den Blättern der Bäume, die der Nachtfrost gefärbt, und die Messer der weißen Männer waren tief in das Blut der roten Krieger getaucht. Nie werden die Creeks wieder imstande sein, das Kriegsbeil auszugraben. Aber Tokeah hat es seinen Brüdern vorausgesagt, als er vor siebenmal sieben Sommern zu ihnen sprach. Seht, das waren seine Worte: „Der weißen Männer sind nur wenige; sie sind nicht stärker als eine Weinrebe, die sich um den Stamm der Sykomore windet. Ein einziger gut geführter Hieb mit dem Tomahawk und die schwache Ranke ist vom Baume gehauen. Laßt sie aber nur zehn Jahre wachsen, so werden ihre Ranken sich von einem Baume zum andern winden und einen

nach dem andern töten. Wie ich gesagt, so ist es gekommen. Schwach war der weiße Mann, als Tokeah das erste Mal gegen ihn das Kriegsbeil geschwungen, jetzt sind der Bleichgesichter hundertmal so viel geworden, sie haben sich über unsere Wälder und Thäler verbreitet und der rote Mann muß immer weiter vor ihnen zurückweichen. Nochmals hat der Mico seine Brüder vor sieben Sommern gewarnt; es war seine letzte Warnung. Er hatte Boten zu Tokumseh geschickt, um vereint mit ihm den Vernichtungskampf gegen die bleichgesichtigen Räuber zu führen. Seine Boten haben das Calumet (Pfeife des Friedens und der Eintracht) mit dem großen Häuptling geraucht, und er versprach, loszuschlagen, wenn die Muscogees das Kriegsgeschrei erheben würden. Abereinige der Muscogeekrieger sahen in Tokeah den Feind ihres Stammes, weil er Zwietracht säen wollte zwischen seinen Brüdern und den Weißen. Ja, Tokeah hat dies gewollt; er hat sich bemüht, das falsche Freundschaftsband zu zerreißen, welches die roten Männer wie Sklaven an die Bleichgesichter fesselte. Er wollte den Samen der Zwietracht säen, auf daß die Saat die weißen Männer vertilge, sie vertilge für immer aus dem Lande unserer Väter, in dem wir nun heimatlose Flüchtlinge sind. Aber die Muscogees hielten den Mico für einen Verräter; sie liebten das Feuerwasser der Gengeese (Amerikaner) mehr als ihre Freiheit und verrieten seine Worte dem großen weißen Vater. Tokeah mußte das Land seiner Väter meiden, wollte er nicht den Feinden ausgeliefert werden. Der große Geist hat die roten Männer mit Blindheit geschlagen, daß sie ihre Freunde verkannten; sie ließen es geschehen, daß die Bleichgesichter sich über das ganze Land verbreiteten, und erst nach dem die Weißen zahlreicher geworden als die Büffel auf den Prairien, sahen sie ihre Thorheit ein. Sie erhoben das Kriegsgeschrei nnd wurden geschlagen — vernichtet. Was die Kugeln der Weißen übrig gelassen, wird das Feuerwasser vollends aufreiben. Tokeah hat die verbrannten und zerstörten Dörfer seines Volkes gesehen, er hat gesehen seine Brüder, wie sie berauscht vor den Wirts-

häusern der Weißen lagen, ihre Gewehre und Tomahawks mit Schmutz besudelt, sie selbst aber wurden verspottet und beschimpft von den schwarzen Sklaven."

Die letzten Worte wurden in schmerzlichem Tone gesprochen und ein dumpfes Stöhnen entfuhr den Versammelten.

„Wie lange noch," fuhr der Mico fort, „und die Muscogees werden von den Weißen aus dem ihnen verbliebenen Besitztum vertrieben werden. Wenn sie kommen werden, um ihre Wigwams auch auf dieser Seite des großen Flusses aufzuschlagen, dann wird Tokeah ihnen die Hand zum Empfange entgegenstrecken. Sein Wigwam wird für sie offen stehen und was er besitzt, soll auch ihnen gehören."

Als der Häuptling gesprochen, neigte sein Haupt sich auf die Brust und tiefe Stille herrschte im Kreise. Nach einer Weile erhob er sich langsam, und sein Aufstehen war das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch.

Der Mico schritt seiner Hütte zu, vor der eine kleine Laube errichtet war. Der Wigwam des Oberhauptes zeichnete sich vor den übrigen durch größeren Umfang aus, war auch mit Thüren und Fenstern versehen. Das Innere der Behausung bestand aus zwei Räumen, die durch einen Teppichvorhang von einander getrennt waren; Matten bedeckten den Fußboden und die Wände. Den Wänden entlang lief eine Art Ruhebank, die mit spanischem Moos gepolstert war. An Pflöcken, die in das leichte Balkenwerk eingetrieben waren, hingen des Häuptlings Waffen: Büchsen von amerikanischer Arbeit, Jagdflinten, Bogen und Messer, Köcher und Tomahawks. Das merkwürdigste Stück der Ausstattung aber eine ziemlich große kunstreich verzierte Tasche, einer Jagdtasche nicht unähnlich. Sie enthielt die geheimnisvolle Medizin des Häuptlings, die vom Vater auf den Sohn übergeht und welcher der Indianer als Symbol der Herrschergewalt nicht geringe Ehrfurcht bezeugt.

Die Dämmerung, welche in jenen Gegenden nur kurze Zeit anhält, war bereits hereingebrochen, als zwei weibliche Wesen den Wigwam des Häuptlings betraten.

„Meine Töchter sind lange ausgeblieben," sprach der Mico, der sich auf der Ruhebank niedergelassen hatte.

„Sie haben Trauben gesammelt, die der Häuptling so sehr liebt," erwiderte Canondah. Darauf nahm das Mädchen ein irdenes Geschirr, füllte es mit Trauben und setzte es nebst zwei andern Gefäßen, von denen das eine getrockneten Hirschschinken, das andere geröstete Maiskörner enthielt, vor ihren Vater.

Als der Mico die Abendmahlzeit eingenommen hatte, schickte er sich zur Nachtruhe an. Canondah kniete nun vor ihm nieder und begann nun in leisen und summenden Tönen zu singen: „Warum ist der Blick des Mico der Oconees trübe, sein Angesicht verfinstert? Er ist ferne von den Gräbern seiner Väter, aber der große Geist schwebt schützend über seinem Haupte." Darauf pries sie die Großthaten der Oconees auf der Jagd und auf dem Kriegspfade, sang von dem Ruhme ihres Vaters, den er sich in den Kämpfen gegen die Irokesen und Weißen erworben, von den Gefahren des Zuges über den großen Fluß, von seiner kindlichen Frömmigkeit, die ihn nicht eher ruhen ließ, bis er wieder die Gräber seiner Väter gesehen hatte, und bat endlich den großen Geist um Schutz zu der bevorstehenden Jagd.

„Meine Tochter hat vergessen, das Lob des großen Häuptlings der Comanchen zu singen," sprach der Mico, als seine Tochter zu Ende gekommen war.

„Sie will es thun, wenn er im Wigwam ihres Vaters sein wird," war die Antwort.

Der Alte nickte zustimmend.

„Und hat die weiße Rose keine Zunge, den Ruhm der Oconees zu singen?" fragte er dann.

Canonda wandte sich um, aber Rosa war nicht zu sehen, sie hatte sich davongeschlichen.

Die Bewohner des Indianerdorfes waren bereits in tiefen Schlaf versunken, als die Vermißte einem gehetzten Hirsche gleich den Pfad entlang eilte, der dem Walde zuführte. Erschöpft von dem anstrengenden Laufe hielt sie endlich vor dem Baume, dessen Inneres den jungen Weißen barg. Vorsichtig kletterte sie über die

vor die Oeffnung gewälzten Blöcke und lauschte. Der Verwundete schlief. Das Blut floß noch immer in großen Tropfen und hing in geronnenen Klümpchen an dem seidenen Tuche. Rosa löste es behutsam ab und goß dann eine Flüssigkeit in die Wunde. Ein Schmerzensschrei entfuhr dem Jünglinge.

„Stille, um Himmelswillen stille!“ bat das Mädchen. „Es ist Balsam aus der Medizintasche des großen Mico. Es wird Deine Wunden heilen.“

Nachdem sie die Wunde aufs neue verbunden hatte, flüsterte sie: „Hier ist gebratenes Wildpret und Traubensaft und hier die Decke wird Dich vor dem Nachtfrost schützen.“ Darauf verließ sie die Baumhöhle und flog ihrer Wohnung zu. In der Laube angekommen, traf ihr Auge Canondah.

„Rosa,“ sprach die Indianerin, „der Mico hat nach Dir gefragt. Wo warst Du so lange?“

Rosa gab keine Antwort, sondern reichte der Gefährtin das Fläschchen, welches sie der Medizintasche des Häuptlings entwendet hatte.

„Komm,“ sagte Canondah, indem sie Rosa an der Hand faßte. Darauf traten beide Mädchen in die Hütte.

„Der weißen Rose ist das Blut aus ihren Wangen gewichen; seit zwei Monden sind ihre Augen mit Wasser gefüllt. Der große Häuptling des Salzsees wird ihre Thränen trocknen,“ sprach der Mico.

Ein tiefer Seufzer entrang sich der Brust des Mädchens, dann fing sie heftig an zu weinen.

„Die weiße Rose wird das Weib eines großen Kriegers sein; ihre Hände werden nie arbeiten dürfen,“ fuhr der Mico kalt und ruhig fort, worauf er sich in seine Decke hüllte und sich auf der Bank zum Schlafe ausstreckte.

Nun begaben sich auch die beiden Mädchen in das nebenliegende Gemach und legten sich zur Ruhe nieder. Rosa konnte nicht einschlafen; eine Stunde nach der andern verging, und immer war sie wach. Endlich ließ sich in dem vorderen Raum ein Geräusch hören, welches bedeutete, daß der Mico bereits aufgestanden sei. Da

erhob sich auch Canondah von ihrem Lager, beugte sich über die Gefährtin, legte zum Zeichen des Schweigens den Zeigefinger auf ihre Lippen und eilte dann zu ihrem Vater. Sie fand denselben mit Vorbereitungen zu einem weiten Ausfluge beschäftigt, der großen Herbstjagd, während welcher die Jäger gewöhnlich mehrere Wochen dem heimatlichen Dorfe fernbleiben. Als die Vorbereitungen beendigt waren, nahm der Häuptling Abschied von seiner Tochter und dann trat er hinaus ins Freie.

Auf dem freien Platze vor der Hütte waren bereits an fünfzig Männer versammelt, alle zu einem längeren Jagdzuge ausgerüstet und durchgängig mit Büchsen bewaffnet. Doch trugen einige daneben auch Bogen und Pfeile, und der Tomahawk, sowie das lange Jagdmesser fehlten bei keinem im Gürtel. Kaum war der Mico in ihre Mitte getreten, als sie den schmalen Pfad, der nach dem Flusse führte, einschlugen. Hier angekommen, bestiegen sie eine Anzahl Kanoes und ruderten den Sabine eine Strecke aufwärts, bis derselbe sich nach Westen wendet.

Als die Jäger sich entfernt hatten, begab sich Canondah in ihr Schlafgemach zurück.

„Sie sind fort," flüsterte sie der Gefährtin zu.

„Dann laßt uns zu dem Fremden eilen," sprach Rosa.

„Die weiße Rose muß noch schlafen," versetzte die Indianerin, „ihre blassen Wangen könnten leicht unser Geheimnis verraten. Meine roten Schwestern sind sehr schlau und verschlagen und leicht ist es, die Spuren zu finden, die wir gestern im Rohrfelde zurückgelassen haben. Canondah will nach dem Verwundeten sehen; aber ihre Schwester muß ausruhen."

Damit drückte sie Rosa sanft auf das Lager zurück und verschwand hinter dem Vorhange.

Fünftes Kapitel.

Die Morgenröte war eben erst angebrochen, als die indianischen Squaws mit ihren erwachsenen Töchtern dem Landungsplatze am Flusse zueilten, wo kaum eine Stunde vorher die Männer sich eingeschifft hatten. Es galt den Bau eines Palmrinden-Kanoes. Nach kaum einer Stunde war man mit der Arbeit zu Ende gekommen, und die Gesellschaft begab sich wieder auf den Heimweg. Rosa schlief noch immer, als Canondah die Hütte betrat. Die Indianerin beugte sich zu der Freundin hinab und drückte einen Kuß auf ihre Lippen.

Rosa öffnete die Augen.

„Canondah," sprach sie, „ich hatte einen häßlichen Traum. Wir beide standen in einem tiefen Thale, der Fremdling oben auf dem Berge — er kehrte uns den Rücken. Hast Du ihn gesehen? Ist er nicht mehr krank? Hat er von den Früchten gegessen und von dem Weine getrunken?"

„Rosa hat die letzten zwanzig Sonnen nicht so viel gefragt, wie an diesem Morgen," versetzte die Indianerin lächelnd; „der Fremde befindet sich unter dem großen gefallenen Baume."

„Aber wie kam er dorthin?"

„Auf Canondah's Schultern."

„Und die Spur, die wir zurückgelassen haben, und die Wasserschlange, und das zerbrochene Rohr," sprach das weiße Mädchen, errötend über die Verstellung, mit der sie ihre Freundin zu täuschen suchte.

Die Indianerin brach in lautes Lachen aus.

„Seht einmal," rief sie, „wie die weiße Rose in einer Nacht lügen gelernt hat. Sie spricht zu ihrer

Schwester von der Fährte und dem gebrochenen Rohre, um das sie sich gerade so viel kümmert, wie der Mico um Glaskorallen, während ihr Herz bei dem Fremdlinge ist. Canondah wird die weiße Rose dafür strafen."

„Wundert sich Canondah, daß ihrer Schwester Herz bei dem Anblick eines weißen Bruders höher schlägt? Würde es Canondah nicht ebenso ergehen, wenn sie unter den Weißen lebend, plötzlich einen Bruder ihres Stammes und ihrer Farbe sähe?"

Betroffen blickte die Indianerin ihre Gefährtin an.

„Und sehnt sich meine Schwester zu den Weißen?" fragte sie dann.

Rosa drückte ihr Gesicht auf das Lager und fing an zu weinen. Da schloß die Indianerin ihre Freundin in die Arme und rief:

„Canondah will ihrer Rosa viel, viel Freude machen; aber sie darf nicht betrübt sein, sie darf nicht zu den Weißen, Canondah könnte nicht ohne sie leben. Aber nun komm, Rosa muß heute die Squaws betrügen helfen."

Als die beiden Mädchen ihr Frühstück eingenommen hatten, schritten sie miteinander zum Flusse hinab, wo sich die Frauen und Mädchen des Stammes bereits wieder eingefunden hatten. Der Fluß bildete hier eine kleine Bucht und auf den Wellen schaukelten sechs Canoes, darunter auch das am Morgen erbaute, welches von Canondah und drei anderen Mädchen bestiegen wurde, während sich die übrigen in die anderen Fahrzeuge verteilten.

Es galt ein Wettrudern.

Die Boote hielten in einer Linie, und als vom Ufer her ein Zeichen gegeben wurde, setzten sich die Ruder in Bewegung.

Das neu erbaute Schifflein zeichnete sich vor allen übrigen durch Schnelligkeit aus. Ehe noch die andern den ziemlich großen Bogen, den hier der Fluß bildete, hinter sich hatten, schoß es schon in die Strömung hinaus.

Plötzlich war ein scharfer, durchdringender Schrei zu vernehmen und gleich darauf verschwand das vorderste Kanoe im Rohre. Im nächsten Augenblick wiederholte sich der Schrei von den übrigen Fahrzeugen, der für die

am Ufer zurückgebliebenen Frauen und Mädchen, unter denen sich auch Rosa befand, das Signal zu einem Wettlauf war.

Von Neugier getrieben eilte die Schar auf einem schmalen Pfade vorwärts. Aus der eingeschlagenen Richtung merkte Rosa bald, daß es dem Fremden galt.

Aber warum hatte Canondah die Squaws wohl auf die Spur gebracht? Als sie endlich keuchend den gestürzten Baum erreichte, war schon die ganze Gesellschaft auf dem kleinen Platze versammelt, den Jüngling mit finsteren Blicken musternd.

Der Fremde lehnte mit geschlossenen Augen an dem Baumstamme, dem Anscheine nach völlig bewußtlos. Die Decke sowie das Halstuch waren verschwunden und die Wunde lag den Blicken der Menge offen.

„Seht," sprach Canondah, die mitten im Kreise stand, „der Häuptling des Salzsees hat einen Boten an den Mico gesandt, und die große Wasserschlange hat ihn gebissen."

Darauf erzählte sie, daß sie bei ihrem Wettrudern bis zu der Stelle gekommen, wo der Fremde es versucht hatte, sich dem Ufer zu nähern, wie er sich mühsam durch das Rohr geschleppt habe und erschöpft am Baume niedergesunken sein müsse.

Schweigend hörten die Squaws dem Bericht zu; einige von ihnen mit argwöhnischen Mienen, die andeuteten, daß sie Zweifel in die Wahrheit des Gesagten setzten. Canondah achtete aber nicht darauf und befahl einigen Mädchen, eine Tragbahre zu bereiten, auf die der Verwundete dann gelegt wurde.

Schweigend bewegte sich der Zug dem Dörfchen zu, wo er vor einer leerstehenden Hütte Halt machte.

Der Verwundete, den Fieberfrost heftig schüttelte, wurde in das Innere der Behausung getragen und dort auf ein weiches Mooslager gebettet. Es dauerte nicht lange, da erschien eine alte Squaw, die sich auf die Behandlung von Wunden verstand.

„Morgen wird das Fieber verschwunden sein," sagte sie. „Aber," fügte sie hinzu und ihr düsteres Auge ruhte

forschend auf Canondah, „wie ist der Saft der großen Medizin in die Wunde gekommen? Der Balsam ist der des Mico. Doch es war weder der Mico noch seine Tochter, die ihn in die Wunde gegossen; es war ja die Hand eines Bleichgesichts."

„Vielleicht besitzt auch der Häuptling des Salzsees den Balsam; er ist ein großer Häuptling, und vor ihm zittern die Weißen."

Die Alte schüttelte ihr Haupt. „Der Häuptling des Salzsees ist ein Weißer; der große Geist hat zweierlei Gaben. Den Weißen hat er die geringeren gegeben, den roten Männern die besseren; die Medizin des Mico ist die eines sehr großen Häuptlings."

„Canondah hat die Spur des Fremden gefunden, der ein Bote des Häuptlings vom Salzsee ist, und hat ihn auf den Rat ihrer Schwestern in den leeren Wigwam geführt. Soll er verschmachten, weil eine Medizin in seinen Adern ist, die eine unbekannte Hand hineingoß. Was würde der Mico, was würde der Häuptling des Salzsees sagen?"

„Canondah hat recht," sprach die Alte; „sie ist die kluge Tochter eines großen Häuptlings und sieht mit hellen Augen."

„Und sie versteht das Feuerwasser zu bereiten," setzte das Mädchen bedeutsam hinzu.

„Ein beifälliges Lächeln spielte um den Mund der Alten, als sie diese Worte vernahm. Sie nickte mit dem Kopfe und entfernte sich.

Die beiden Mädchen waren mit dem Verwundeten allein in der Hütte zurückgeblieben und saßen nun in tiefes Sinnen versunken. Unsere Leser mögen die Ursache dieses Sinnens vermuten. Das Mitleid hatte Rosa zu einer That verleitet, die, obwohl sie ihrem Herzen zur Ehre gereichte und einer Weißen natürlich vorkommen mochte, in den Augen einer Indianerin Hochverrat war. Sie hatte in ihrer Angst um den Verwundeten Hand an das Heiligtum des Stammes gelegt. Ihr Mitleid hatte sie zu einer That verleitet, die schlimme Folgen haben konnte. Hatte sie doch von der Medizin

genommen, die selbst der Miro nie ohne religiöse Vorbereitung in die Hand nahm.

Es waren peinliche Minuten für die arme Rosa. Die Ankunft der Alten machte dem düstern Schweigen ein Ende. Sie hatte dem Verwundeten einen heißen Trank bereitet, von welchem derselbe zwei Becher voll nehmen mußte. Dann hüllte sie den Kranken in Wolldecken und wartete, die Wirkung der Medizin zu beobachten.

Es dauerte nicht lange, da zeigten sich große Schweißtropfen auf des Jünglings Stirn, auf die sie Canondah mit einem Wink aufmerksam machte. Diese nickte, entfernte sich und kam nach wenigen Minuten mit einem Kruge voll selbstgemachten Feuerwassers zurück.

„Von den Augen zur Zunge ist es nicht weit," sprach das Mädchen, der Alten dies gefüllte Gefäß entgegenhaltend. „Will meine Mutter den Weg verlängern, so daß die letzte vergißt, was die ersteren gesehen?"

Die Alte schaute mit zweifelndem Blick zu der Sprecherin hinüber.

„Canondah ist die Tochter des Mico," fuhr das Mädchen fort; sie bewacht den Wigwam ihres Vaters. Kann das Auge meiner Mutter sehen, was in der Hütte vorgefallen ist?"

Die Alte schwieg noch immer und erst nach einer langen Pause sagte sie: „Die Augen Winondahs haben gesehen; aber ihre Zunge ist nicht die eines geschwätzigen Mädchens. Sie weiß zu schweigen und liebt die Tochter des Mico sehr."

„Und Canondah wird den Krug noch zweimal füllen," fügte das Mädchen hinzu.

Ein zufriedenes Lächeln spielte um den Mund der Alten, als sie gleich darauf die Hütte verließ.

Die Unterhaltung mit der alten Indianerin hatte Canondah ernst gestimmt und schweigend blickte sie lange Zeit vor sich nieder. Nach einer Weile sprang sie auf, ergriff die Hand ihrer weißen Freundin, und beide ver-

ließen die Hütte, um sich nach dem Wigwam des Vaters zu begeben.

„Rosa," sprach die Indianerin, als sie auf der Moosbank in ihrem Stübchen wieder Platz genommen hatten, „Canondah hat die Augen der Frauen geblendet, um ihrer Schwester ein Lächeln abzugewinnen. Sie hat den Feind ihres Volkes und des Häuptlings des Salzsees in den Wigwam ihres Vaters aufgenommen, einen Weißen, einen Späher,"

„O meine Canondah," rief Rosa. „Hast Du in das Auge meines weißen Bruders gesehen? Es blickte so treu, und dann kann auch seine Zunge nicht falsch sein. Sieht er einem Feinde unsers Volkes ähnlich?"

„Meine Schwester ist sehr jung, und sie kennt unsere Feinde zu wenig. Sie senden ihre jungen Krieger als Späher in die Wigwams der roten Männer, um ihre Herden, ihre Feuergewehre und ihre Büffelfelle zu zählen. Wenn sie nun wieder zu den Ihrigen kommen, dann zeigen sie ihnen die Pfade, die zu der Roten Dörfer führen, und dann kommen sie, überfallen die roten Männer und nehmen ihnen alles, was sie besitzen.

„Glaubt meine Schwester, daß der Fremde ein solcher Spion ist."

„Er ist ein Yankee," erwiderte die Indianerin und blickte dann sinnend vor sich nieder. „Sieh, Schwester," fuhr sie nach einer Weile fort, „Canondah hat ihre Hand in Freundschaft dem Fremden geboten als sie sah, daß das Herz der weißen Rose sich nach ihm sehnte; aber die Tochter des Mico hat nicht gehandelt, wie sie sollte, und ihr Vater wird finster auf sie blicken, daß sie den Fremden in seinen Wigwam genommen."

„Aber er würde in der Wildnis umgekommen sein," versetzte Rosa.

„Und der Mico?" versetzte die Indianerin.

„Der wird seinen Arm nicht gegen einen Bruder erheben, dem seine Tochter in Freundschaft die Hand geboten."

„Wenn aber seine Tochter thöricht gewesen und ihre Hand einem Feinde ihres Volkes gereicht; der Mico wird Canondah zürnen."

„Muß denn der Mico von dem Fremdling wissen?" fragte Rosa.

Ein Lächeln flog über die Züge der Indianerin, dann sprach sie voll Stolz: „Der Mico der Oconees riecht den Atem eines Mannes zehn Tage, nachdem er ihn ausgeatmet und erkennt die Spuren seiner Fußstapfen zwanzig Tage, nachdem sie dem Grase eingedrückt sind. Canondah mag die Augen der Squaws täuschen, aber nicht den Mico. Und hat die weiße Rosa nicht gesehen und gehört, was die Zunge und die Augen der alten Winondah sprachen? Meine Schwester sollte ihre Hände nicht an das Heiligtum des Stammes gelegt haben.

Die Zunge Winondahs ist besänftigt; aber die Squaws gleichen den Eichhörnchen, die in ewig thörichter Bewegung umherspielen. Wenn sie nun ihren Männern sagen, was ihre Augen gesehen, werden die Krieger dem Mico nicht ins Ohr flüstern, was sie vernommen? Und soll die Tochter Tokeahs vor ihrem Vater als Lügnerin dastehen? Nein, nimmer! Canondah liebt die weiße Rosa sehr, aber ihren Vater mag sie ihretwegen nicht betrügen. Ist der Fremde ein Späher der Bleichgesichter, so wird es dem Mico nicht verborgen bleiben."

„Was wird dann mit meinem weißen Bruder geschehen?" fragte Rosa ängstlich.

„Er wird zu sterben wissen," erwiderte die Indianerin fest und bestimmt; „aber der Fremdling wird hungrig sein," setzte sie dann hinzu, „und Canondah muß für ihn sorgen." Mit diesen Worten erhob sie sich von ihrem Sitze und eilte aus der Hütte. —

Die Sonne war längst untergegangen, als der Verwundete erwachte. Am Kopfende seiner Lagerstätte saßen die beiden Mädchen und die Alte. Ein brennender Holzspan verbreitete ein trübes, zitterndes Licht in dem Raume.

Als die Alte bemerkte, daß der Kranke erwacht war, eilte sie an sein Lager und sah ihm in die Augen. Darauf fühlte sie seinen Puls, wischte ihm den Schweiß von der Stirn und beobachtete eine Weile seine ruhigen Atemzüge.

„Das Fieber ist gewichen und die Wunde weiß Canondah selber zu heilen," sprach die Squaw, worauf sie den Kranken mit den beiden Mädchen allein ließ. Diese hatten eine gebratene Wildente nebst einigen Erfrischungen mitgebracht, und der Jüngling ließ sich alles wohl schmecken. Nach beendigter Mahlzeit öffnete Canondah den Verband, untersuchte die Wunde und legte heilende Kräuter auf. Sie verrichtete ihre Arbeit mit so viel Geschicklichkeit und Schonung, daß der Kranke nicht den geringsten Schmerz verspürte und unter ihren Händen bald wieder einschlief.

„Der Balsam wird die Wunde in acht Sonnen heilen," sprach sie mit Zuversicht, blies dann die Fackel aus und begab sich mit Rosa wieder nach ihrer Hütte zurück. —

Die außerordentliche Geschicklichkeit der Indianer, Wunden zu heilen, bewährte sich auch an dem Jünglinge; den sein glücklicher oder unglücklicher Stern in die Wildnis zu diesem Indianerstamme verschlagen hatte. Das Wundfieber war bereits am zweiten Tage verschwunden, und es waren noch nicht acht Tage verflossen, als auch die Wunde zu vernarben anfing. Die krankhaft gelbe Gesichtsfarbe war einem leichten Rot gewichen, das matt blickende Auge war munter geworden und schien eher zum Lachen als zur Traurigkeit aufgelegt zu sein. Ein Zug um den Mund verriet eine fröhliche, harmlose Natur und lebendigen Frohsinn. Er hätte gern versucht, die Hütte zu verlassen und sich im Freien zu ergehen; aber Canondah untersagte ihm dies mit der Drohung, daß das Fieber leicht wiederkommen könne, wenn er sich irgend welche Anstrengungen zumute. So hütete er noch immer sein Stübchen. Der Raum war von mäßiger Ausdehnung und zeigte dem Auge die kunstlos zusammengefügten Stämme des

Cottonbaumes; die Fugen und Ritzen waren mit Moos verstopft. An den Wänden hingen ein Bogen nebst einem Bündel Pfeile, ein Tomahawk sowie Netze und andere Fischereigeräte. An der einen Längswand lief eine Art Ruhebank hin, die dem Kranken zum Lager diente. Davor stand ein Tisch, auf dem frische Früchte lagen: Weintrauben, Bananen und Pflaumen.

Während der Kranke sich an den Früchten erquickte, trat Canondah ein, einen Teller voll gebratener Fische in der Rechten.

„Guten Morgen!“ sprach der junge Mann rasch und bewunderte die leichten Bewegungen der Indianerin.

Der Gruß wurde mit Stillschweigen aufgenommen. Das Mädchen deutete auf den Teller mit Fischen und ließ sich dann auf einem Sitze nieder, wo sie abwartete, bis der Fremde sein Frühstück eingenommen hatte.

Als er damit zu Ende gekommen war, sagte sie: „Mein Bruder ist im Kanoe des großen Häuptlings des Salzsees angekommen. Hat er in seinem Wigwam gelebt und die Friedenspfeife mit ihm geraucht?“

Sie sprach diese Worte in ziemlich geläufigem Englisch, obwohl in den tiefen Kehllauten ihrer Nation.

„Kanoe, Wigwam, Pfeife des Friedens,“ sagte der junge Mann, der, wie es schien, das Mädchen nicht recht verstanden hatte. „Ja, in einem Kanoe bin ich gekommen,“ fuhr er plaudernd fort, „und das mag der Henker holen. Ich werde an die Fahrt mein ganzes Leben lang denken. Brr! das ist kein Spaß, wenn man acht Tage, oder Gott weiß wie lange umherirrt und an seinen Schuhsohlen Mittagsmahl halten muß. Hole der Kuckuck unsere Schildkrötenjagd und Austernliebhaberei. Will in meinem Leben auf keine mehr gehen. Aber nun sage mir einmal, wo ich eigentlich bin. Die letzten zwei Tage meiner Vergnügungsfahrt erinnere ich mich zwischen Sümpfen und Moräften gewesen zu sein, in denen nichts Eßbares zu sehen war, als Alligatoren und wilde Gänse, die leider Flügel hatten. Wo ich aber gegenwärtig bin, ist mir ein Rätsel.“

Die Indianerin stutzte ein wenig über den halbfröhlichen humoristischen Wortschwall und brauchte eine Weile, das Gehörte in ihrem Gedächtnis zu ordnen. Dann erwiderte sie: „Mein Bruder hat nicht auf die Fragen seiner Schwester geantwortet. Hat er bei dem Häuptling des Salzsees gelebt und die Pfeife des Friedens mit ihm geraucht?“

„Das habe ich,“ erwiderte der Verwunderte, der die Indianerin zu verstehen glaubte. „Ich habe bei dem Häuptling des Salzsees gelebt, wenn Du, was natürlich, darunter unsere Nation verstehst; aber was das Rauchen aus der Pfeife betrifft, das habe ich nicht gethan. Wir rauchen nie aus Pfeifen, das ist nicht Mode bei uns, blos die Franzosen und Neger thun es.“

„Mein Bruder hat eine gekrümmte Zunge,“ versetzte die Indianerin gelassen; „er will seine Schwester zum Narren machen; Canondah ist die Tochter des Mico,“ setzte sie voll Würde hinzu.

Da der Verwundete nichts erwiderte, fragte das Mädchen: „Wie ist mein Bruder zu dem Kanoe gekommen, in welchem ihn seine Schwester gesehen hat?“

„Wie kann ein ehrlicher englischer Midshipman (Seekadett) der während des Austernsuchens von einem Seeräuber überfallen und gefangen in dessen Räuberhöhle geschleppt wird, zu einem Boote kommen? Ich nahm es während der Nachtzeit und machte mich aus dem Staube. Wollte Gott, Tom und Bill hätte mitgekonnt, aber der Spitzbube hatte uns einzeln eingesperrt.“

„Mein Bruder,“ sprach wieder die Indianerin, die aufmerksam zugehört hatte, „hat also das Kanoe dem Häuptling des Salzsees genommen und ist während der Nacht aus seinem Wigwam entwichen?“

„Das Kanoe gehört einem Hunde von Piraten, den wirst Du doch nicht etwa als Häuptling des Salzsees bezeichnen?“

„Die Indianerin schüttelte den Kopf und maß ihn mit einem Blicke, der den Humor des jungen Seemannes ein wenig herabstimmte.

„Mein Bruder ist zu jung, um auf den Kriegspfad des großen Häuptlings der Salzsee zu gehen," sprach Canondah. „Er sollte zuvor lernen den Hirsch und den Büffel zu jagen und die große Wasserschlange zu töten, ehe er auf den Kriegspfad geht, oder die Töchter seines Volkes werden über die Leiche meines gefallenen Bruders weinen."

„Aber Du wirst doch nicht glauben, daß ein englischer Offizier mit einem Piraten Krieg führen wird. Solche Hunde fängt man und hängt sie auf."

Die Indianerin maß ihn mit einem verächtlichen Blicke.

„Siehe," sagte sie dann, „wenn die roten Männer auf den Kriegspfad gehen, so schlagen sie die Krieger und Häuptlinge des feindlichen Stammes entweder auf dem Schlachtfelde tot oder führen sie gefangen heim. Aber dann bewachen sie die Gefangenen, daß sie nicht entfliehen können. Mein junger Bruder ist weder ein Krieger noch ein Häuptling. Seine Hände sind zart und klein wie die eines Mädchens und haben nie einen Tomahawk geschwungen. Der große Häuptling hat ihn mit andern Knaben und Mädchen gefangen und in sein Wigwam geführt. Der Häuptling des Salzsees ist groß; aber er bekümmert sich nicht um Weiber und Kinder. Mein junger Bruder hat eine starke Zunge; aber sein Arm ist schwach."

„Beinahe möchte ich glauben, daß Du von dem Häuptling der Salzsee, wie Du den Seeräuber nennst, mehr weißt, als mir und Dir gut sein dürfte," versetzte der junge Mann.

„Der Häuptling der Salzsee ist ein großer Krieger," entgegnete die Indianerin.

„Und wie weit ist es von hier bis zu seinem Wigwam?" fragte der junge Mann, den Ausdruck anwendend, der von der Indianerin am leichtesten verstanden werden konnte.

„Mein Bruder ist ja von seinem Wigwam gekommen," erwiderte Canondah, spöttisch. „Wenn die roten Männer ihre Späher aussenden, dann wählen sie

solche, die wissen, wie lang der Pfad ist, der zu den Dörfern der Feinde führt. Machen es die Weißen anders? Canondah ist ein schwaches Mädchen; aber sie ist die Tochter des Mico."

Sie hatte die letzten Worte mit einer Würde und Bestimmtheit ausgesprochen, die dem Fremden andeuteten, daß seine bisherige Vertraulichkeit nicht angebracht war.

„Aber Du wirst doch nicht glauben, daß ich ein Spion bin, ausgegangen, um den Seeräuber auszukundschaften."

„Mein weißer Bruder spricht mit der Zunge unserer Feinde, er spricht mit doppelter Zunge."

„Liebes Mädchen," sprach der Jüngling, „ich bitte Dich um Verzeihung, wenn meine Worte, die Du mißzuverstehen scheinst, Dich beleidigen. Vielleicht bist Du es gar, der ich mein Leben verdanke. Wenn dem so ist, dann nimm meinen innigen, aufrichtigen Dank. Aber nun sage mir auch, wo ich bin. Ich erinnere mich dunkel eines kupferfarbigen Mädchens, das zu meinem Beistande herbeikam, als mich ein Alligator gepackt hatte, auf den ich, ihn für einen Baumstamm ansehend, meinen Fuß setzte. Dann schwebt vor meiner Phantasie eine gar liebliche Gestalt, mehr Kind als Mädchen, die gleich einem Engel mir während meiner Krankheit im Traum erschien. Wo ist das Mädchen? Sie ist eine Weiße und wird mich besser verstehen. Aber die Wahrheit zu sagen — obwohl ich nicht weiß, in welchem Verhältnis Du zu dem Seeräuber stehst — ich habe alle Ursache, gegen ihn aufgebracht zu sein. Wir waren von unserer Station in Jamaica aufgebrochen, um die Mündung des Mississippi zu sondieren. Ich hatte mit mehreren unserer Kameraden von unserm Kapitän Erlaubnis erhalten, auf den Schildkröten- und Austernfang zu gehen. Wir hatten uns ziemlich weit von unserm Schiffe entfernt und waren in eine schmale Bucht eingelaufen, wo wir treffliche Austernbänke fanden. Mitten in der besten Arbeit, sahen wir plötzlich ein Boot vor uns, das mit einem halben Dutzend wild aussehender Männer besetzt war.

An Gegenwehr war nicht zu denken, und so mußten wir uns samt und sonders ergeben. Wir wurden fortgeführt und gelangten während der Nacht vor ein Blockhaus, wo wir dann jeder einzeln eingesperrt wurden und woher ich nun stehenden Fußes komme."

Die Indianerin hatte von der Erklärung des jungen Seemannes nur wenig verstanden und schüttelte noch immer den Kopf.

„Mein Bruder spricht mit einer sehr gekrümmten Zunge. Will er sagen, daß er und die Seinigen nicht auf dem Kriegspfade gegen den Häuptling der Salzsee gewesen? Warum würde er ihn denn sonst gefangen haben?"

„Weil er befürchtete, daß wir seinen Schlupfwinkel ausfindig machen, ihn fangen und aufhängen würden."

„Habe ich nicht gesagt, daß mein weißer Bruder mit einer Doppelzunge spricht," versetzte die Indianerin rasch. „Meines Bruders Volk ist auf dem Kriegspfade mit dem Häuptling begriffen, und derselbe hat ihn mit den Seinigen in einen Hinterhalt gelockt. Ist es nicht so?"

„Nein, mein liebes Mädchen," entgegnete der Engländer, wir führen nicht Krieg mit dem Piraten, obwohl wir ihn ohne Gnade aufknüpfen würden, wenn er in unsere Hände fiele. Wir befinden uns auf dem Kriegspfade; aber nicht gegen den Seeräuber, sondern mit den Yankees."

„Wenn meines Bruders Volk sich nicht auf dem Kriegspfade gegen den Häuptling des Salzsees befindet und ihn doch aufhängen würde, so verdient meines Bruders Volk wie die Hunde totgeschlagen zu werden."

Der Verwundete zuckte die Achseln.

„Mein Bruder sprach von den Yankees," fuhr das Mädchen fort. „Hat er nicht gesagt, daß sein Volk sich auf dem Kriegspfade gegen sie befindet. Mein Bruder ist doch ein Yankee, denn er redet ihre Zunge."

„Ich habe die Ehre, ein Engländer zu sein," sagte der junge Mann stolz, indem er sich in die Brust warf.

„Ein Engländer," wiederholte Canondah sinnend.

„Der Häuptling unserer Schule hat uns viel von einem Volke erzählt, das auf einer Insel weit gegen die aufgehende Sonne wohnt. Sie haben einen Häuptling, der ein alter, schwacher Mann ist, besitzen viele Schiffe und haben gegen den großen weißen Vater den Tomahawk erhoben. Gehört mein Bruder diesem Volke an?"

„Ja, dem gehöre ich an."

„Und sein Volk will die Yankees züchtigen," fuhr das Mädchen fort. „Meines Bruders Volk wird sich derbe Schläge holen. Haben die Yankees ihm etwa sein Land weggenommen?"

„Der Teufel soll sie holen, wenn sie sich so etwas wollten in den Sinn kommen lassen. Sie haben sich aber angemaßt, die Herrschaft über den großen Salzsee streitig zu machen. Sie haben sich geweigert, ihre Schiffe von uns visitieren zu lassen, wozu sich doch die Holländer und Franzosen verstehen müssen."

Sechstes Kapitl.

Der junge Mann hatte in kurzen Worten die Ursachen des zweiten Krieges der Vereinigten Staaten mit England abgegeben. Die Anmaßung der Engländer, amerikanische Schiffe zu visitieren und solche Seeleute, die ihnen besonders brauchbar erschienen, von den amerikanischen Schiffen zu nehmen, hatte die Amerikaner veranlaßt, den übermütigen Engländern den Krieg zu erklären, der denn auch, das möge in aller Kürze erwähnt sein, von ihnen siegreich ausgefochten ward.

Die Indianerin hatte dem jungen Seemann mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört, und obwohl sie das Ganze seiner Rede nicht verstand, ließ ihr scharfer Verstand sie doch den Sinn erraten.

„Weil also die Yankees mit ihren großen Kanoes den Salzsee befahren wollen, hat meines Bruders Volk den Tomahawk gegen sie erhoben?“ fragte sie dann.

„So ist es,“ bestätigte der junge Seemann.

„Und werden sie den Tomahawk auf der Salzsee, in den Wäldern oder in den großen Wigwams erheben?“

„Das ist wohl noch nicht entschieden. Wir waren abgesandt, die Mündungen des Mississippi darauf hin zu untersuchen, ob sie für Kriegsschiffe tief genug seien. Das Resultat war ein ziemlich befriedigendes, doch liegt quer vor der Hauptmündung eine Sandbank, die uns möglicherweise den Eingang wehren wird. Wäre das nicht, so gingen wir den Strom hinauf, um zunächst Neworleans einzunehmen.“

„Meines Bruders Volk wird also die Kanoes verlassen, um die Tomahawks im Lande der Yankees zu erheben."

„Ich denke," versicherte der Engländer.

„Und was gedenkt mein Bruder weiter zu thun?"

„Ich möchte sobald als möglich wieder zu den Meinigen zurückkehren, sonst sind sie imstande und streichen mich aus der Midshipmannsliste und ich bin doch einer der ersten, die zu Offizieren befördert werden sollen. Es kann von hier doch nicht weit zum Mississippi sein; unsere Armee ist wahrscheinlich schon gelandet."

„Wenn aber mein Bruder den Yankees in die Hände fällt?"

„Ich werde mich hüten!"

„Die Yankees haben alles Land inne, das zwischen dem großen Strome und dem zweiten großen Salzsee liegt. Ihre Augen sind scharf wie die des Adlers. Mein Bruder kann nicht durch ihre Niederlassungen. Seine Fußstapfen würden ihn verraten. Sie werden meinen Bruder fangen und ihn töten."

„Einen Mann ohne Waffen? Nein, es ist britisches Blut in ihnen; das werden sie nicht thun."

„Sie werden meinen Bruder als einen Späher ansehen und ihn an einen Baum hängen."

„Die letzten Worte schienen auf den jungen Seemann Eindruck zu machen. Nach kurzer Weise aber erwiderte er: „Nein, das dürfen sie nicht! Auf alle Fälle muß ich es versuchen, wieder zu den Meinigen zu gelangen."

„Mein Bruder will die Tochter des Mico belügen; glaubt er denn, sie sei eine Närrin!" rief das Mädchen voll Entrüstung. „Er sagt, sein Volk ist nicht mit dem Häuptling der Salzsee auf dem Kriegspfade und doch würde es ihn aufhängen. Wiederum sagt er, sein Volk ist mit den Yankees im Kriege, und er will durch ihr Land und ihre Wigwams. Mein Bruder," sprach sie in drohendem Tone, „hat sich in den Wigwam des Häuptlings des Salzsee geschlichen, und von da ist er in das des Mico gekommen, um den Pfad seinem Volke, den

Yankees, zu zeigen. Mein Bruder ist ein Späher der Yankees."

Die letzten Worte schienen den Verwundeten zu beleidigen. Er wollte antworten; die Indianerin aber machte ihm ein Zeichen zu schweigen, dann sprach sie: „Mein Bruder ist krank. Er hat schon zu viel gesprochen; er muß essen, um gesund zu werden. Der Mico ist groß und weise; er wird meinem Bruder ins Herz sehen."

Mit diesen Worten verließ sie den Raum und trat ins Freie, wo sie Rosa fand. Beide Mädchen wandelten ohne ein Wort zu sprechen Arm in Arm durch die Hecken und Pflanzungen ihrer Hütte zu. Der junge Seemann war allein zurückgeblieben und hatte nun Zeit und Muße über seine Unterredung mit Canondah nachzudenken.

Wer war diese junge Wilde, die sich herausnahm, ihn wie einen gefangnen Spion auszufragen? Was hatte sie nach dem Seeräuber zu fragen? „Mädchenneugier!" sagte er sich. Mit diesem Troste gab er sich zufrieden. —

Mehrere Tage waren seitdem vergangen. Der Verwundete fühlte seine Gesundheit so weit hergestellt, daß er ohne fremde Hülfe Spaziergänge machen konnte. Canondah brachte ihm wie vordem regelmäßig seine Mahlzeit, ließ sich aber nicht wieder in ein Gespräch mit ihm ein.

Eines Abends, er hatte sich eben auf seine Lagerstätte hingestreckt, drang plötzlich der Widerschein heller Flammen durch die Thüröffnung seines Wigwams.

Mit dem Rufe: „Das Dorf brennt!" stürzte er ins Freie und eilte durch Hecken und Gebüsche der Gegend zu, aus welcher der Feuerschein kam. Derselbe rührte jedoch von einer Anzahl Fackeln her, deren Widerschein auf den Wigwam des Mico fiel. Es dauerte nicht lange, da trat aus demselben eine weibliche Gestalt, horchte erst eine Weile, und schritt dann einer Stelle zu, von der sie eine Aussicht auf den von mehreren hundert Pechfackeln erglänzenden Wasserspiegel des Flusses hatte. Es war Rosa.

Langsam näherte sich der junge Seemann der lieblichen Erscheinung, als fürchte er, sie möchte in Luft zerfließen. Das Mädchen hatte jedoch die leisen Fußtritte vernommen, und als sie den Fremden gewahrte, ging sie auf ihn zu.

„Fürchte Dich nicht!“ sprach sie in fließendem Englisch zu ihm, „unsere Frauen und Mädchen führen den Nachttanz auf.“

„Ich bitte tausendmal um Verzeihung für meine Zudringlichkeit,“ entschuldigte sich der junge Mann.

Sie faßte seine Hand und erwiderte: „Was soll ich Dir vergeben, mein Bruder, Du hast mir nie etwas zu Leide gethan. Aber die Nacht ist feucht und kühl“ setzte sie hinzu. „Mein Bruder darf nicht im Freien bleiben, sonst kommt das Fieber wieder über ihn. Er mag mir in unsere Stube folgen, da kann er die Mädchen tanzen sehen.“

Mit diesen Worten faßte Rosa den Fremden bei der Hand und führte ihn in die Hütte des Mico. Ein kleines Fenster gestattete die Aussicht auf den nahen Fluß, an dessen Ufer eine Schaar von mindestens zweihundert Weibern, Mädchen und Knaben versammelt war. Jedes hielt in der einen Hand eine brennende Kienfackel, in der andern eine Schelle, während vier erwachsene Jungen auf Trommeln und Flöten Musik machten.

Plötzlich traten zwei Mädchen vor, jede ein Tamburin schlagend. Mit schlangenartiger Gewandtheit wirbelten sie im Kreise umher und drückten mit ihren Tamburins die graziösesten Pantomimen aus.

Als sie ihr Spiel beendet hatten, wurden sie von zwei Knaben abgelöst. Ihre Gesichter waren bunt bemalt und auf dem Kopfe trug jeder eine Federkrone. Beide führten den Kriegstanz auf. Sie warfen sich zu verschiedenen Malen auf die Erde, krochen mit größter Schnelligkeit am Boden hin, sprangen dann auf und näherten sich einander mit wütenden Gebärden.

Nach beendigtem Spiel teilte sich die Gesellschaft in zwei Abteilungen und beide trabten aufeinander los. Da-

bei schwangen sie ihre Fackeln, schüttelten die Schellen und bildeten zum Schluß einen wirren, tobenden Knäuel. Zuletzt ertönte ein wilder Schrei, die Fackeln erloschen und ringsum herrschte tiefste Stille.

„Das ist ja der reine Höllenspuk," rief der junge Seemann plötzlich aus. „Wo um Himmelswillen befinde ich mich denn?"

„Im Wigwam des Mico," versetzte Rosa.

„Wer ist dieser Mico?"

„Der Häuptling der Oconees," flüsterte das Mädchen. „Aber nun muß mein Bruder gehen. Meine roten Schwestern sind sehr mißtrauisch und ihre Augen würden finster blicken, wenn sie ihn mit Rosa in dem Wigwam fänden."

Der Jüngling verabschiedete sich von Rosa und schritt der Hütte zu, die ihm zur Wohnung angewiesen war.

Hell und klar brach der folgende Morgen an. Die Strahlen der Novembersonne gossen über Dorf und Flur eine milde Wärme. Tausende von Wasservögeln belebten den Strom und aus den Büschen tönten die lieblichen Weisen des Spottvogels und anderer befiederter Sänger. Nahe dem Flusse aber war ein Feuer zu sehen. Eine Schar Knaben verbrannte unter lautem Jubel eine Strohpuppe, die einen weißen Mann vorstellen sollte.

Als der junge Seemann die Hütte verließ, seinen gewohnten Morgenspaziergang zu machen, begegnete ihm Rosa und beide schritten nebeneinander hin.

Der Jüngling nahm die am vorhergehenden Abend unterbrochene Unterhaltung wieder auf.

„Ein herrliches Bild schwebt in meiner Erinnerung," begann er, „das Bild eines Engels, der mich aus dem Rachen des Alligators erretete, mich wärmte, als der Fieberfrost meine Glieder schüttelte und die Nacht des Todes mich umfing. Wahrlich, wäre es nicht heller Tag, ich glaubte zu träumen."

„Ihnen verdanke ich also mein Leben," fuhr der junge Mann fort, als Rosa nichts erwiderte, „Sie waren es, die mich liebreich gepflegt."

„Rosas Arm ist schwach," entgegnete darauf das Mädchen, „Canondah war es, die Dich aus dem Rachen der Wasserschlange errettet, die Dich in die Baumhöhle getragen. Sie war es, die Winondah bewog, das Fieber zu vertreiben."

„Wer ist denn Canondah?"

Es ist die Tochter des Mico, der Trost und die Hoffnung der Oconees. Aber der Mico und sein Volk sind rot. Sie sind zu mir sehr gut, obwohl ihnen die Weißen viel Böses zugefügt haben."

„Aber wer ist denn dieser Mico, und wo sind die Krieger des Stammes?"

„Die sind mit dem Häuptling auf die Herbstjagd ausgezogen?"

„Die Mienen des jungen Seemannes heiterten sich auf, als er diese Worte vernahm; dann ergriff er die Hand des Mädchens und sagte: „Teure Miß, können Sie mir nicht sagen, wo wir sind?"

Rosa sah den jungen Mann mit ihren klaren Augen forschend an und erwiderte: „Wir sind weit von den Weißen, weit vom großen Flusse gegen die untergehende Sonne. Als wir diesen überschritten hatten, mußten wir vierzig Tage wandern, um unser Ziel zu erreichen."

Der junge Mann schüttelte den Kopf.

„Verzeihen Sie, Miß, das ist nicht gut möglich," sagte er dann. „Ich bin höchstens zehn bis zwölf Tage in der Wildnis umhergeirrt und komme doch auch vom Mississippi. Wissen Sie vielleicht den Namen dieses Flusses?"

Rosa verneinte die an sie gerichtete Frage; dann sagte sie: „Am jenseitigen Flusse weiter oberhalb wohnen die Coshattas und noch weiter den Quellen zu die Sabineindianer."

„Dann sind wir am Sabine," sagte rasch der junge Mann.

„Der andere Fluß mag so heißen. Hier aber," fuhr sie fort, „sind wir ringsum eingeschlossen. Nur auf dem Strome oder von jenseits gelangt man zu uns. Auf dieser Seite würde auch der Wolf vergebens zu uns zu dringen versuchen. Mein Bruder muß nicht an Flucht denken."

Der Verwundete war in tiefes Nachdenken versunken.

„Sabine," murmelte er vor sich hin. „So viel mir erinnerlich ist, bildet dieser Fluß die Grenze der Vereinigten Staaten gegen Mexiko."

„Mein Bruder muß nicht auf Flucht sinnen," widerholte Rosa. „Der Mico ist gut, wenn Du ein Feind der Yankees bist. Er wird Dir mit Freuden die Hand reichen wenn —"

„Wenn?" fragte der Jüngling gespannt.

„Wenn Du nicht als Späher gekommen bist," sagte sie zögernd.

„Späher, Spion? Pfui! Wie können Sie so etwas von mir denken."

„Mein Bruder hat gesagt, daß sein Volk nicht im Kriege gegen den Häuptling des Salzsees begriffen sei und ihn doch aufhängen würde, wenn er ihn in seine Gewalt bekäme."

„Wir befinden uns nicht im Kriege gegen den Seeräuber, denn ein solcher ist der Mann, den Sie Häuptling des Salzsees nennen. Er ist ein Scheusal, ein gemeiner Schurke, der mit den Seinen, dem Auswurf der Menschheit, Schiffe plündert, Weiber, Kinder und Männer ermordet. Gegen solche Menschen ziehen wir nicht in den Krieg; wir senden aber Schiffe aus, sie aufzusuchen und einzufangen, und dann ist ihnen der Strick als Lohn ihrer Schandthaten sicher."

Der junge Seemann hatte nicht bemerkt, wie das Mädchen während seiner Erklärung leichenblaß geworden war.

„Der Häuptling der Salzsee ein Dieb?" kam es dann über ihre Lippen.

„Wissen Sie das nicht?“ fragte erstaunt der junge Mann. „Er ist schlechter als ein Dieb. Er ist ein Räuber, ein Mörder — er ist ein Scheusal.“

Am ganzen Leibe zitternd bedeckte Rosa mit beiden Händen das Gesicht und eilte den Weg zurück, der Hütte des Mico zu. Ehe sie dieselbe erreichte, brach sie bewußtlos zusammen.

Da ließ sich ein Schrei des Entsetzens hören. Canondah sprang aus der Hütte, umfaßte ihre Freundin mit beiden Armen und trug sie in ihre gemeinschaftliche Wohnung.

Der junge Seemann begab sich in seine Hütte zurück und warf sich dort auf die Lagerstätte. Es dauerte nicht lange, da trat die Indianerin ein und ließ sich auf einen Ruhesessel nieder.

„Was ist der weißen Rose?“ war die erste Frage des Verwundeten.

„Meine Schwester ist krank,“ erwiderte das Mädchen, „aber sie ist nicht krank wie mein Bruder, sie ist krank im Herzen. Mein Bruder kann die weiße Rose gesund machen. Canondah hat sie sehr lieb, mehr als ihr Leben.“

Die Indianerin war sichtlich erregt und ihr ganzes Wesen drückte die innigste Teilnahme für ihre Freundin aus.

Verwundert schaute der Verwundete zu ihr hinüber.

„Will mein Bruder sie gesund machen?“ fragte sie leise.

„Was in meinen Kräften steht, will ich gern thun.“

„Mein Bruder hat etwas in das Ohr der weißen Rose geflüstert, das sie krank gemacht hat.“

„Das thut mir leid; hätte ich nur im entferntesten ahnen können, daß das liebliche Wesen an dem Seeräuber den geringsten Anteil nimmt, es würde kein Wort über meine Zunge gekommen sein.“

Die Indianerin sah ihn kopfschüttelnd an, trat einen Schritt zurück und sagte dann: „Würde mein Bruder es gerne sehen, wenn der Häuptling der Salzsee die weiße Rose in sein Wigwam führte?“

„Gott bewahre dieses liebliche engelgleiche Wesen vor solchem Ungeheuer!“ entgegnete der junge Mann.

Canondah ergriff freudig erregt seine Hand und sprach: „Mein Bruder hat wohl gesprochen. Mein Bruder hat etwas in das Ohr der weißen Rose geflüstert; hat er keine Lüge gesagt?“

„Lüge!“ entgegnete er unwillig. „Mein liebes Mädchen, ein Gentleman sagt keine Lüge.“

„Ist der Häuptling der Salzsee wirklich ein Dieb und ein Räuber?“

„Ja, das ist er, er ist mit all den Seinen der Auswurf des Menschengeschlechts. Er ist vogelfrei, und wenn wir ihn erwischen, wird er in Ketten gelegt.“

„Und mein Bruder ist kein Yankee?“

„Nein!“ erwiderte er, sich stolz in die Brust werfend. „Ich bin ein Engländer und gehöre der Nation an, die den Ozean beherrscht und tausend Schiffe auf allen Meeren hat.“

„Mein Bruder ist kein Späher, seine Zunge spricht keine Lüge. Er ist ein junger Krieger und wird dem Mico sagen, daß der Häuptling der Salzsee ein Dieb ist.“

„Weiß das der Mico nicht?“

Canondah verneinte es.

„Wenn der Mico es mir erlaubt, dann will ich ihm bald Beweise liefern. Der Seeräuber wird es nicht mehr lange treiben. Sein letzter Streich hat das Maß zum Ueberlaufen gebracht.“

„Mein Bruder wird den Mico sehen; der Mico wird ihm die Hand reichen, einen Wigwam geben und Rosa wird seine Squaw werden. Er wird meinen Bruder lehren die Wasserschlange töten, den schlafenden Bären und den schnell springenden Panther schießen. Mein Bruder wird ein großer Krieger werden und Rosa wird sein Wildpret kochen und sein Jagdhemd nähen. Der Seeräuber soll die weiße Rose nicht haben.“

Mit diesen Worten erhob sie sich und eilte zur Thür hinaus.

Siebentes Kapitel.

Am andern Morgen begab sich der junge Seemann nach dem Wigwam des Mico, wo er Rosa in ihrem Stübchen allein antraf. Das Gemach war einfach ausgestattet, dabei aber geschmackvoll und freundlich. Wie im Vorraum, so befanden sich auch hier längs der Wände niedrige Polster als Ruhelager. An den Wänden hingen an eingeschlagenen Pflöcken die Kleider der Mädchen, darunter einige aus kostbaren Seidenstoffen; an einem der kleinen Fenster stand ein Tisch mit einem Arbeitskörbchen.

Verwundert fragte der junge Seemann: „Aber wie kommen Sie mitten in der Wildnis zu den prächtigen Kleidern?"

Rosa sah ihn betroffen an, dann sagte sie mit leiser Stimme: „Die sind vom Häuptling der Salzsee."

„Und wie kommt der hierher?"

„Er kommt, wenn seine Leute Welschkorn, Wildpret oder Tabak brauchen, und dann bleibt er mit ihnen oft viele Tage im Wigwam des Mico.

„So treibt die weiße Rose auch Tauschhandel mit dem Häuptling der Salzsee?" fragte er mit etwas spöttischem Tone.

Das Mädchen warf einen bittenden Blick auf den jungen Mann und erwiderte dann: „Mein Bruder, der Pfeil des Schmerzes sitzt tief im Herzen Deiner Schwester, Du mußt ihn nicht noch tiefer eindrücken. Rosa mußte die Geschenke des Häuptlings der Salzsee annehmen, denn der Mico hat es ihr geheißen. Jetzt aber, nun sie weiß, daß der Mann ein Seeräuber ist, mag sie nichts mehr von ihm."

„Giebt es denn kein Mittel Sie von dem Ungeheuer zu befreien?“ fragte der junge Mann voll Teilnahme. „Sprechen Sie sich aus, und was in meinen Kräften steht, will ich gern für Sie thun.“

„Der Mico ist sehr gut gegen die Freunde der roten Männer,“ entgegnete Rosa und ihr Auge leuchtete freudig auf. „Siehe, er hat dem Seeräuber eine Hütte gegeben und Welschkorn und Wildpret in Fülle. Er liebt ihn sehr und sein Auge heitert sich auf, wenn der Pirat in seinem Wigwam ist. Der Seeräuber führt auch Krieg gegen die Yankees, die Todfeinde des Mico,“ setzte sie mit leiser Stimme hinzu. „Mein Bruder sagt, daß die Schiffe seines Volkes vor dem großen Flusse liegen, daß seine Brüder gegen die Yankees in den Krieg gezogen sind. Der Mico wird Dich dafür freundlich aufnehmen.“

„Führt der Mico auch Krieg gegen die Yankees?“ fragte der junge Mann.

„Sie haben ihm viel Böses zugefügt, sie haben ihm das Erbteil seines Vaters genommen und ihn aus den heimatlichen Jagdgründen vertrieben.“

„Dafür rächt er sich auf echt indianische Weise und skalpiert jeden Weißen, der in seine Hände fällt.“

Rosa schüttelte den Kopf.

„Der Mico ist furchtbar,“ sagte sie dann, „aber er ist auch gerecht und gut. Er ist weit gegen die untergehende Sonne gezogen, um nie wieder einen Weißen zu sehen.“

„Wie ist er denn aber mit dem Seeräuber bekannt geworden?“ fragte der Verwundete. „Die Indianer sind doch sonst nicht große Freunde vom Salzwasser.“

„Vierundzwanzigmal hat sich der Vollmond erneuert, seitdem der Seeräuber in einem großen Boote den Fluß heraufkam. Es waren viele wild aussehende Männer bei ihm, schwarze, braune und gelbe. Als sie unser Dörfchen sahen, stiegen sie ans Ufer und teilten sich in mehrere Haufen, um die Wigwams von allen Seiten zu umzingeln. Einer dieser Haufen war vor die Hütte des Mico gezogen. Dieser aber und wir

alle hatten uns nach dem Walde geflüchtet, und lagen dort im Hinterhalt.

Mehrere Stunden vergingen in banger Sorge, als der Seeräuber unbewaffnet auf unser Versteck zuschritt, die flache Hand ausgestreckt, zum Zeichen daß er um Frieden und Freundschaft bitte. Der Mico, der jeden Weißen mehr haßt als die Wasserschlange, nahm den Räuber sonderbarer Weise freundlich auf, führte ihn in sein Wigwam und schloß Freundschaft mit ihm.

Am andern Morgen waren die Fremdlinge verschwunden; nach zwei Wochen aber kamen sie wieder und brachten eine Menge Sachen als Geschenke mit, vor allen Dingen Feuerwaffen und Schießbedarf, Decken und Kleidungsstücke. Der Mico liebt ihn sehr, auch die Krieger des Stammes haben ihn gern, obwohl sie sich anfangs vor ihm und seinen Leuten fürchteten.

Der junge Seemann war während der Erzählung in tiefes Nachdenken versunken. Er befand sich also im Wigwam eines Freundes des berüchtigten Seeräubers Lafitte, der schon lange den Meerbusen von Mexiko unsicher machte. Auf der Insel Barataria hatte er zwischen Untiefen und Morästen seinen Schlupfwinkel gewählt, so daß ihm, falls er von der See aus angegriffen wurde, immer noch der Weg durch die Sümpfe frei blieb, in denen er verborgene Pfade angelegt hatte. Ungestört trieb er bereits seit Jahren sein Wesen. Ganz zufällig hatte er auf einem seiner Streifzüge die Niederlassung der Indianer gefunden. Die reizende Lage des Dörfchens, die liebchen Hütten, wie in einen prachtvollen Garten hingezaubert, erweckten in ihm das Verlangen, die Bewohner kennen zu lernen. Klug wie er war, erkannte er sofort die Vorteile, die ein freundschaftlicher Verehr mit den Roten ihm bringen mußte. Das Mißtrauen, das den Indianern gegen jeden Weißen angeboren ist, wußte er leicht zu beseitigen und bald gestaltete sich das gegenseitige Verhältnis immer freundlicher, zumal beide Parteien daraus Nutzen zogen. Das uneigennützige Wesen des Fremden, verbunden mit seinem lebhaften, lustigen Temperament, gefiel dem Mico ganz besonders,

und mit Sehnsucht sah er jedesmal der Ankunft des Piraten entgegen.

Dem jungen Seeman war natürlich das freundschaftliche Verhältnis zwischen dem Mico und dem Seeräuber wenig angenehm. Wenn der Pirat ihn hier sah, war er verloren.

„Wann wird wohl der Häuptling des Salzsees den Mico wieder besuchen?“ fragte der Engländer.

„Sobald er von der Herbstjagd zurückgekehrt ist.“

„Dann muß ich sobald als möglich fort von hier.“

Canondah, welche jetzt ins Stübchen trat, mußte die letzten Worte des Jünglings gehört haben, denn sie sprach: „Hat mein weißer Bruder die Läufe des Hirsches, daß er aus dem Wigwam des Mico zu entfliehen gedenkt. Canondah hat es ihrer Schwester immer gesagt, daß er ein Späher ist, der wie ein Dieb zur Nachtzeit sich einschleichen wollte.“

In den letzten Worten der Indianerin lag ein Hohn, der den jungen Seemann aufs tiefste verletzte und ohne etwas zu erwidern, verließ er die Hütte.

Das freundschaftliche Verhältnis, welches sich zwischen der jungen Indianerin und dem Engländer gebildet hatte, war plötzlich zerrissen. Man begegnete ihm allerseits mit Mißtrauen und bald mußte er einsehen, daß er ein Gefangener sei.

Drei Tage waren seitdem vergangen. Es war Abend geworden und James Hodges — dies war der Name des jungen Seemanns — saß in seiner Hütte, über das Trostlose seiner Lage nachsinnend. Plötzlich wurde die Büffelhaut am Eingange zurückgeschlagen und Canondah trat in den Wigwam.

„Höre mein Bruder,“ sprach sie mit feierlicher Stimme, „Canondah will für Dich thun, was das Auge ihres Vaters und ihres Volkes finster machen wird, denn sie liebt die weiße Rose sehr und kann ihre Thränen nicht mehr sehen. Sie will ihrem Bruder den Pfad zeigen, der durch die Sümpfe führt und will ihn über den Fluß rudern. Aber mein Bruder muß mir bei dem

großen Geiste versprechen, daß er nie seinem Volke, unsern Feinden, verraten will, wo er gewesen und was seine Augen gesehen. Er muß mir versprechen, daß er ihnen nicht den Pfad zeigen will, der zu den Wigwams der Oconees führt."

„Ich verspreche es bei allem, was mir heilig ist."

„So nimm diese Kleider," fuhr sie fort, ihm einen indianischen Anzug reichend, „die Deinen würden bald von Dornen zerrissen sein. Sei schnell, es ist hohe Zeit."

Die beiden Mädchen traten vor die Thür. Der Jüngling wechselte schnell die Kleider, band ein Paar Mocassins um seine Füße und hing sich die Wolldecke über. Die Indianerin trat nun wieder ein und überreichte ihm eine Flinte nebst Schießbedarf, sowie eine Tasche voll Nahrungsmittel nebst Stahl und Schwamm zum Feueranmachen. Nachdem James von Rosa Abschied genommen hatte, faßte ihn Canondah bei der Hand und trat mit ihm ins Freie.

Die beiden glitten durch Hecken und Gebüsche an den Hütten vorbei. Ringsum herrschte tiefe Finsternis, kein Lichtstrahl war zu sehen, kein Laut zu hören. Endlich gelangten sie ans Ufer der Sabine. Nahe am Ufer stand eine mächtige Eiche, aus derem Innern Canondah ein leichtes Rindencanoe holte, das sie ohne Mühe an den Strom trug und dort ins Wasser hinabließ.

Leicht wie eine Feder glitt das Schifflein durch die Flut und nach wenigen Minuten war das östliche Ufer erreicht.

„Mein Bruder muß seine Ohren weit offen halten, denn keins meiner Worte darf verloren gehen," sprach jetzt Canondah, indem sie die Hand des jungen Seemannes ergriff. „Er muß flußaufwärts gehen bis die Sonne zum zweitenmale aufgeht und dann der aufgehenden Sonne zuschreiten. Meines Bruders Pfad muß gekrümmt sein, um die zu täuschen, die ihm vielleicht folgen werden. Mein Bruder ist nun frei und sein Pfad liegt offen vor ihm. Wenn er in die Wigwams seines Volkes kommt, dann mag er den weißen Mädchen

erzählen, daß die Töchter der roten Männer nicht weniger großmütig sind, als die der weißen. Möge mein Bruder nie vergessen, was die weiße Rose und ein rotes Mädchen für ihn gethan haben, um den Pfad zu ebnen.

Damit reichte sie ihm noch einmal die Hand und eilte dann zum Ufer zurück, wo sie das Kanoe bestieg und nach dem jenseitigen Ufer hinüberruderte.

Achtes Kapitel.

Wir kehren nun wieder zu dem Mico zurück. Wo der Strom sich nach Westen wendet, hatten die Jäger ihre Kanoes verlassen und waren ans Land gestiegen, um, in drei Haufen geteilt, verschiedene Richtungen einzuschlagen. Der Häuptling hatte zuvor noch den jungen Männern eingeschärft, sich ja zu hüten, ihr Jagdgebiet zu überschreiten, da derartige Jagdgebietsverletzungen schon oft die Ursache zu blutigen Kriegen zwischen den benachbarten Stämmen gewesen waren.

Im gegenwärtigen Falle war Vorsicht um so mehr geboten, als das Völkchen, erst vor wenigen Jahren angekommen, auf ein eigenes Jagdgebiet keinen Anspruch machen konnte und nach jeder Seite hin auf mächtige Nachbarn stieß.

Die wildreichen Hochebenen von Texas, Sonora und Santa-Fe waren seit undenklichen Zeiten im Besitz der Komanchen, in den weiten Prairien am Arkansas jagten Pawnees und Osagen, die jenseits der Sabine gelegenen Landstriche beanspruchten die Sabine- und Coshattasindianer. So blieb den Oconees nur der Streifen Landes, der sich zwischen dem Sabine und Natchez bis zum Redriver hinaufzieht, ein Landstrich, der, obwohl er an Größe einem kleinen europäischen Königreiche gleichkommt, als Jagdgebiet eines Indianerstammes klein genannt werden mußte.

Der Häuptling hatte mit zwanzig der tüchtigsten Jäger einen schmalen Streifen am Redriver gewählt.

Seit dem Aufbruch aus ihrem Dorfe waren bereits zwei Wochen vergangen, und man hatte reiche Beute gemacht. Die Jäger lagerten am Abhange eines Felsens

nahe bei einer Salzquelle. Ein Teil der Männer war mit dem Ausweiden der erlegten Tiere beschäftigt, die älteren aber saßen mit ihrem Häuptling um das Feuer, über dem in einem Kessel die Mahlzeit gekocht wurde.

„Hugh, Yankee!" unterbrach einer der Jäger die Stille, als er eben eins der erlegten Tiere anfaßte, um ihm die Haut abzustreifen.

Der Mico richtete sich aus seiner liegenden Stellung auf und schritt zu dem Hirsche hin. Sorgfältig untersuchte er den Kopf des Wildes, vermochte aber keine sichtbare Spur einer Verletzung zu finden. Nur dicht am Stocke des einen Geweihes war eine leichte Reibung zu sehen, die von einer Kugel herrühren konnte.

„Die Yankees haben hier gejagt," sagte der Häuptling, „sie sind nicht weit von dem Orte, wo die Männer der Oconnees ruhen. Meine jungen Männer müssen warten bis Mi-li-mach kommt."

Darauf brachte er einen Daumen an die Lippen und stieß einen langgezogenen durchdringenden Pfiff aus.

Eine geraume Zeit verging, dann ließ sich in dem benachbarten Gebüsch ein Rascheln vernehmen und einer der jüngeren Jäger erschien auf dem Platze.

Der Häuptling flüsterte dem jungen Manne einige Worte ins Ohr. Derselbe winkte einen seiner Gefährten herbei und beide verschwanden darauf im Walde.

Nach etwa zwei Stunden wurde ein durchdringendes Pfeifen gehört, das sich wenige Augenblicke später wiederholte.

„Es ist Mi-li-mach," sprach der Mico, „er hat die Spur vieler Weißen gefunden."

Ein drittes Mal wurde das Pfeifen gehört, doch waren die Töne tiefer und langgezogen.

„Yankees mit Aexten bewehrt, sind mit ihren Weibern und Kindern in die Wälder gekommen," erklärte der Mico; „die Männer der Oconees werden sie fortan meiden müssen." Darauf führte er seine Hand zum Munde und stieß einen kurzen Pfiff aus. Gleich darauf wurde derselbe von allen Seiten beantwortet und eine Viertelstunde später befanden sich sämtliche Jäger um

das Lagerfeuer versammelt; auch der Späher war zurückgekehrt.

„Hat mein Bruder die Spur gefunden?" fragte der Mico.

„Es sind Yankee, die gekommen, um das Jagdgebiet der Oconees in Besitz zu nehmen," lautete die Antwort.

Ein bitteres Lächeln spielte um den Mund des alten Häuptlings, als er sprach: „Die Hand der Bleichgesichter reicht vom großen Salzsee bis zu dem großen Flusse und von dem eingeschlossenen Salzsee (Meerbusen von Mexiko) bis zum Lande, das eisigkalte Winter hat und dem Vater der Kanadas gehört. Aber die Weißen haben nimmer genug."

Der Mico hielt mit den Seinen eine kurze Beratung, winkte dann dem Späher und beide gingen denselben Weg, den dieser soeben gekommen war.

Nach mehreren Stunden gelangten sie auf eine Anhöhe, die eine weite Aussicht über eine weite Niederung gestattete, durch die ein ziemlich breiter Fluß sich hinschlängelte. Beinahe am Ende derselben stiegen dicke Rauchwolken in die Höhe und der scharfe Schlag der Axt war zu vernehmen.

Eine Weile starrte der Häuptling vor sich hin, dann schritt er den Hügel hinab, während sein Begleiter zurückblieb.

Die Schläge der Aexte wurden immer deutlicher, bald schlugen menschliche Stimmen an sein Ohr und endlich betrat er eine kleine Lichtung. Das erste, was sein Auge erblickte, waren mehrere kleine Holzhütten, vor denen sich eine Anzahl Kinder herumbalgte. Nicht weit davon weideten Pferde. Um zwei Feuer, über denen kupferne Kessel hingen, waren mehrere Weiber versammelt, während erwachsene Knaben dürre Aeste sammelten. Die kleine Lichtung war in Rauch gehüllt, daher niemand den näherkommenden Indianer gewahrte. Erst als er sich einem Hause zuwandte, dessen Balkengerüst bereits fertig gezimmert war, bemerkten ihn die Weiber.

Einige Augenblicke schauten sie ängstlich nach der fremden Erscheinung hinüber, dann riefen sie: „Ihr Männer, kommt geschwind, geschwind!“

„Was giebt's?“ fragte ein breitschultriger Hinterwäldler, der aus dem Hause heraustrat.

„Ah! eine Rothaut hat euch in Schrecken versetzt. Na, ihr werdet noch viele zu sehen bekommen.“

Nach diesen Worten näherte er sich dem Indianer.

„Bist du ein Osage, Rothaut?“ fragte der Ansiedler.

Der Häuptling, der die verschiedenen Arbeiten der Weißen mit Aufmerksamkeit musterte, gab keine Antwort.

„Oder ein Pawnee?“ fuhr der Hinterwäldler fort.

Keine Antwort erfolgte.

„Höre, Rothaut, wenn du unser Besitztum betrittst, mußt Du wenigstens höflich sein und Antwort geben, wenn man dich fragt,“ rief unwillig der Ansiedler.

„Wer hat die Yankees gerufen? Haben sie vom großen Vater Erlaubnis erhalten, sich hier ihre Wigwams zu bauen?“ kam es endlich über die Lippen des Indianers.

Der Hinterwäldler sah ihn mit großen Augen an.

„Ob wir Erlaubnis erhalten haben, uns hier niederzulassen? Fürwahr, für einen Wilden eine kuriose Frage. Holla, Joe und John,“ wandte er sich zu zweien seiner Gefährten, die herbeikamen. „Denkt Euch, die Rothaut fragt da allen Ernstes, ob wir auch vom großen Vater Erlaubnis erhalten haben, hierher zu kommen.“

Alle drei schlugen ein lautes Gelächter auf.

„Das ist unser Land, mit blanken Dollars baar bezahlt, verstanden!“ fügte John zu.

Der Indianer hatte, während sein Auge forschend von einem Gegenstande zum andern wanderte, keins der Worte verloren. Ohne einen der weißen Männer eines Blickes zu würdigen, schritt er dann dem Hause zu, stieg die Holzblöcke, welche als Stufen dienten, hinan und trat unter den Dachvorsprung.

„Die Rothaut ist verdammt keck!“ rief der erste der Männer.

„Er scheint ein großer Häuptling zu sein," fügte der zweite hinzu.

„Häuptling hin, Häuptling her," meinte der erste. „Jedenfalls ist es eine Anmaßung, hier in unserem Lande uns ausfragen zu wollen. Rothaut!" wandte er sich an den Indianer, „Du möchtest gewiß gern einmal unsern Whyski kosten. Wärst Du nicht so unverschämt gewesen, ich hätte Dir ein Glas angeboten; nun aber mußt Du bezahlen, wenn Du welchen haben willst."

Damit stieg der Hinterwäldler die Stufen hinauf und verschwand hinter einer Wolldecke, welche vor die Thüröffnung gehängt war. Die übrigen Männer und Frauen begaben sich wieder an ihre Arbeit, und nur ein paar Buben blieben zurück, welche den Indianer voll Neugier begafften.

Die Stämme des Hauses hatte man mit Plakaten beklebt, auf denen öffentliche Anzeigen und Bekanntmachungen gedruckt waren. Einer dieser Papierbogen zeichnete sich vor den übrigen durch sein großes Format und fetten Druck aus. Des Häuptlings Blick haftete lange auf diesem Blatt. Darauf zog er seine Pfeife aus der Tasche, riß das Papier mit noch einem anderen herab, trennte einen Streifen davon los und benutzte denselben als Fidibus,

Unterdessen war der Hinterwäldler zurückgekommen eine Flasche Whisky in der Hand.

Der Indianer zog ein Geldstück aus der Tasche und warf es dem Weißen zu.

„Willst Du für den ganzen Dollar?" fragte dieser.

Der Häuptling schüttelte den Kopf und schnitt den Finger zur Hälfte.

Unterdessen waren noch mehrere Hinterwäldler dazugekommen und betrachteten aufmerksam den Indianer.

„Verdammt! dieses Gewehr ist zu gut für eine Rothaut," rief einer der Weißen, indem er dem Häuptling den Karabiner halb mit Gewalt aus der Hand wand.

Die Ansiedler betrachteten die Waffe aufmerksam, und ihre Mienen nahmen allmählich den Ausdruck des Mißtrauens an.

„Ich bürge Euch dafür, dieser Doppellauf dürfte die Soldaten im Fort drüben stutzig machen," sprach einer derselben. „Ei, und mit Silber eingelegt!" fügte ein anderer hinzu. Schaut doch einmal her, Tom!" Dabei reichte er seinem Nachbar die Waffe.

„Jawohl!" sprach dieser mit hämischen Lächeln. „Rothaut, Du bist just zur rechten Zeit gekommen. Schau her! Der Name auf dem Gewehr ist genau derselbe, als der auf der Bekanntmachung des Gouverneurs."

Dabei wandte er sich nach den an den Stämmen angeklebten Plakaten um.

„Verdammt, wo ist die Proklamation hingekommen?" rief er aus.

„Die Rothaut hat sie eingesteckt," erwiderte ein Bube, der vor dem Hause stand.

„Da haben wirs!" sagte der Wirt. „Rothaut, Dein Stutzen muß hier bleiben und Du auch. Einer aber von uns begiebt sich hinüber nach dem Fort und meldet dem Kommandanten, welchen Vogel wir gefangen haben."

Die Hinterwäldler entfernteu sich und errschienen gleich darauf wieder, jeder mit einer Büchse in der Hand.

Der Indianer hatte unterdessen sein Glas ausgetrunken und gab dasselbe dem Wirt zurück, mit der andern aber langte er nach seinem Karabiner.

„Nichts da!" sprach der Wirt, „die Waffe bleibt hier und Du dazu."

Der Häuptling hatte kaum die Worte vernommen, als er einen gellenden Pfiff hören ließ.

Ein furchtbares Geheul vom Walde her ertönte und erschreckt fuhr der Schwarm der Weiber und Kinder auseinander. Im nächsten Augenblick sprang eine Anzahl Oconees in langen Sätzen über die Lichtung der Stelle zu, wo ihr Häuptling stand. Die Hinterwäldler ließen sich jedoch nicht einschüchtern, sondern machten Miene, sich

Häuptling Hoffnung machte, wieder zu Macht und Antapfer zu verteidigen. Aber während sie mit ihren Büchsen im Anschlage lagen, hatte ein zweiter Haufe von Wilden sich um das Haus geschlichen und die Frauen und Kinder von den Männern abgeschnitten.

Ohne sich zu rühren, hatte der Häuptling dagestanden, den stolzen Blick fest auf den Mann gerichtet, der seine Waffe in der Hand hielt. Ein zweites mal langte er nach dem Karabiner.

Noch immer zögerte der Hinterwäldler.

„Gieb ihm das Gewehr zurück!“ rief da einer seiner Gefährten.

„Denkt an eure Weiber und Kinder!“ flehte eine der Frauen.

„Rothaut,“ sprach der Wirt zögernd, „nimm Deine Büchse! vielleicht treffen wir noch einmal zusammen.“

Als der Häuptling sich wieder im Besitz seiner Waffe sah, warf er noch einen Blick des Hasses auf die Weißen und schritt dann in der Mitte seiner Getreuen dem Walde zu, verfolgt von den Blicken der verblüfften Hinterwäldler.

Tokeah war der letzte seines Stammes, der letzte der Micos oder Könige der Oconees, des Hauptstammes der Nation der Creeks. Seine Vorfahren waren Beherrscher der weiten Strecken gewesen, welche die heutigen Staaten Alabama und Mississippi einnehmen. Von dem weiten Gebiet seiner Ahnen war nur wenig auf ihn gekommen, von ihrer Freiheitsliebe, ihrem Stolze alles. Von frühester Jugend an hatte er die Weißen als die Räuber seines Erbteils, als die Unterdrücker seines Volkes bitter gehaßt — jeder neue Eingriff in die Rechte des roten Mannes hatte diesen Haß immer tiefere Wurzeln schlagen lassen. In jahrzehntelangen Kämpfen hatte er an den Bleichgesichtern Rache zu nehmen gesucht —

wer mochte die Opfer zählen, die sein Tomahawk niedergeschmettert. Als er sah, daß rohe Kraft und barbarische Tücke nur wenig gegen die Kenntnisse der Weißen auszurichten vermochten, besuchte er die Schulanstalten, die der menschenfreundliche Oberst Hawkins unter seinen Landsleuten eingerichtet hatte und lernte, bereits zum Manne gereift, noch Lesen und Schreiben, um so, wie er sich ausdrückte, einen klaren Pfad zu den Ratgebern seiner Feinde — ihren Büchern, — zu gewinnen.

Ungeheure Selbstüberwindung und Ausdauer hatte es ihn gekostet, aber auch dieses Opfer brachte ihn seinem Ziele nicht näher. Da machte er einen letzten Versuch und suchte ein Bündnis mit dem unternehmenden Tekumseh anzuknüpfen, um im Verein mit diesem die Weißen zu vernichten. Aber seine Pläne wurden den Feinden verraten und Tokeah mußte das Land seiner Väter verlassen. Sechzig der ihm treu gebliebenen Oronees begleiteten ihn mit ihren Familien und fanden in den Wäldern jenseits des Mississippi eine neue Heimat. Hier machte er die Bekanntschaft des Seeräubers Lafitte. Auf den ersten Blick erkannte der Mico, daß der Häuptling des Salzsees nicht zu den von ihm so sehr gehaßten Yankees gehöre, und die rasche Erklärung des Piraten, daß auch er ein geschworener Feind der Yankees sei, besiegelte den Freundschaftsbund. Der Häuptling hatte nicht die entfernteste Ahnung von dem wahren Charakter des Seeräubers und dem Verhältnis, in welchem derselbe zu der übrigen Welt stand. Er hielt ihn für das Oberhaupt eines Volksstammes, der aus Weibern, Kindern und Kriegern bestand. In den Jahren, wo er Verkehr mit ihm pflegte, waren dem Indianer allerdings mancherlei Umstände verdächtig vorgekommen, vor allen Dingen die verschiedenen Hautfarben seiner Verbündeten, über die Hauptsache aber befand er sich immer noch im Dunkeln. Der bloße Gedanke, mit Dieben, Räubern, Mördern in nähere Verbindung zu treten, sein Volk in eine große Familie mit solchen Menschen zu verschmelzen, würde den stolzen Mico mit Abscheu erfüllt haben.

Mittlerweile war ein Umstand eingetreten, der dem

Häuptling Hoffnung machte, wieder zu Macht und Ansehen zu gelangen, ihn aber auch mahnte, dem Häuptling vom Salzsee gegenüber vorsichtig zu sein.

Auf dem vorletzten Jagdzuge, den der Mico unternommen, hatte ihn auch seine Tochter mit mehreren ihrer Gespielinnen begleitet. Das Mädchen hatte sich mit den Jägern zu weit vorgewagt und war tief in das Jagdgebiet der Pawnees vom Toyaskstamme eingedrungen. Die kleine Schar wurde von den feindlichen Kriegern überfallen, Canondah gefangen genommen und verurteilt, am Marterpfahl zu sterben.

Schon hatten die Pawnees die Vorbereitungen zu der Marter getroffen, als plötzlich der erste Häuptling dieses Volkes auf seinem Rosse herbeigejagt kam, das Opfer vom Scheiterhaufen riß, auf sein Pferd hob und mit ihm dem Walde zuflog.

Unversehrt übergab der junge Krieger die Tochter dem tiefbekümmerten Vater, der den Befreier seines geliebten Kindes voll Dankbarkeit umarmte. Keiner der Pawnees hatte es gewagt, sich dem Beginnen El-Sol's zu widersetzen. Der junge Häuptling war erst unlängst von dem mächtigen Stamme der Komanchen zurückgekehrt und wurde als ein Wesen höherer Gattung betrachtet.

Der Mico sah zu seiner Freude, daß El-Sol', der zugleich der Häuptling der Komanchen war, eine tiefe Neigung zu seiner Tochter gefaßt hatte, die auch von Canondah erwidert wurde. Er hoffte so, durch sie sein Völkchen mit den Komanchen zu vereinen und auch den Häuptling vom Salzsee mit in den Bund aufzunehmen. Ob aber auch sein bisheriger Freund einer solchen Ehre würdig sei, darüber stiegen immer mehr Zweifel in ihm auf. Nun war ihm Gelegenheit geworden, den wahren Charakter des Häuptlings vom Salzsee kennen zu lernen.

Dies Plakat, welches er in der neuen Ansiedelung von den Stämmen gerissen, war eine Proklamation des Gouverneurs von Louisiana, worin die Verbrechen und Greuelthaten des Seeräubers von Barataria aufgezählt und fünfhundert Dollars als Preis auf seinen Kopf gesetzt waren.

Als die Indianer wieder in ihr Lager an der Salzquelle zurückgekehrt waren, zog der Mico das Papier aus seiner Tasche, um den Inhalt desselben zu studieren. Es erfolgte eine kurze Beratung, dann nahmen die Männer das Wildbret und die Häute auf den Rücken und schlugen den Weg nach dem Natchez ein. An der Stelle angekommen, wo die Canoes lagen, trennten sich zwei Läufer von der Schar, um den Weg in nordwestlicher Richtung zu nehmen; die übrigen aber kehrten nach ihrem Dörfchen zurück.

Neuntes Kapitel.

Am Morgen nach der Flucht des jungen Semannes befanden sich Canondah und Rosa in einer bangen Stimmung, bei dem geringsten Geräusch, das sich draußen hören ließ, schraken sie zusammen. Was würde wohl der Mico sagen, wenn er erführe, daß sie einen Weißen beherbergt und ihm schließlich zur Flucht verholfen hatten? Endlich am vierten Tage ließen sich Männerstimmen vom Flußufer her vernehmen — es waren die heimkehrenden Jäger. Canondah sah vom Fenster aus, wie der Häuptling sich mit den Kriegern unterhielt, denen die Squaws leise Worte ins Ohr flüsterten und dabei auf die Hütte zeigten, welche der Engländer bewohnt hatte.

Als der Mico seinen Wigwam betrat, begrüßte ihn seine Tochter; die Hände auf der Brust faltend, erwartete sie des Vaters Befehle.

Forschend hafteten die blitzenden Augen des alten Häuptlings auf dem Mädchen, dann sprach er:

„Die Männer der Oconees haben ihrem Mico gesagt, daß ein Bote vom Häuptlinge des Salzseees gegekommen ist, warum sieht ihn mein Auge nicht?"

Den Blick zu Boden gesenkt, stand Canondah da, ohne Antwort zu geben.

„Canondah hat vergessen, daß sie die Tochter eines Häuptlings ist," sprach der Mico und schneidender Hohn lag in seinen Worten, „sie hat einen Yankee in seine Hütte geführt und ihm dann den Weg gezeigt, der zu den Dörfern der Bleichgesichter führt. Geh, der Mico hat keine Tochter mehr!"

Das Mädchen war dem Vater zu Füßen gesunken; aber kein Wort der Entschuldigung kam über ihre Lippen.

Der weiße Späher wartete im Walde, darum konnte die weiße Rose dem Mico den Nachtgesang nicht anstimmen," fuhr der Häuptling fort. „Der Mico hat eine Schlange an seinem Busen genährt; er hat seine Biberfelle fortgeworfen; die weiße Rose aber hat einen Spion in seinen Wigwam geführt, der ihn an die Yankees verraten wird. In wenigen Tagen werden seine Feinde ihn und die Seinen wie einen Panther jagen."

Die Wilden stießen laute Drohungen aus und einige derselben machten Miene, in den Raum, den die beiden Mädchen bewohnten, einzudringen.

Als Canondah dies bemerkte, sprang sie plötzlich auf, stellte sich vor den Eingang und rief: „Canondah hat den weißen Mann über den Sumpf geführt und ihm den Weg gezeigt, die weiße Rose kennt den Pfad nicht."

„Nein, ich war es, die den weißen Jüngling in den Wigwam des Mico führte," ließ sich die Stimme Rosas vernehmen.

Der Mico hatte Rosa kaum erblickt, da fuhr seine Hand nach dem Schlachtmesser und mit gezückter Waffe trat er dem Mädchen entgegen.

„Tokeah ist kein Narr!" rief er aus, „und sein Auge sieht, wer das Bleichgesicht in seine Hütte geführt hat. Es war der Fuß Canondahs, der den Weg bahnte, aber es war die betrügerische Zunge der weißen Rose, die sie dazu vermochte."

„Will mein Vater die Stimme seiner Tochter hören?" bat Canondah mit flehender Stimme.

Eine Pause trat ein. Die widerstreitendsten Gefühle kämpften in dem alten Häuptling, endlich siegte das Vatergefühl.

„Canondah mag reden!" kam es über seine Lippen.

„Mein Vater," begann das Mädchen, „der weiße Jüngling hat geschworen, daß er kein Späher der Yankees ist. Sein Vaterland sind die Inseln, von denen Du mir so oft erzählt hast. Sein Volk ist auf dem Kriegspfade gegen unsere Feinde, die Yankees, und

ihre Kanoes sind den großen Fluß hinaufgefahren, um die Wigwams dee Yankees zu zerstören. Er sagt, der Häuptling des Salzsees sei ein Räuber und habe ihn, während er mit seinen Gefährten Schildkröten gesucht, gefangen genommen und in einen festen Wigwam gesperrt, aus dem er dann entflohen ist. Acht Sonnen hat er Hunger gelitten, als Canondah ihn aus dem Rachen der Wasserschlange befreite. Er ist kein Späher, seine Hände sind zart wie die eines Mädchens und er war schwach."

Die Erzählung des Mädchens schien den Häuptling zu befriedigen. Was er in der Proklamation gelesen, stimmte vollkommen mit der Aussage seiner Tochter überein und gedankenvoll sah er eine Weile vor sich hin. Dann griff er abermals in die Tasche und zog auch das zweite Papier heraus. Es enthielt einen Aufruf an die Bürger Louisianas, ihr Vaterland gegen die Engländer zu verteidigen.

„Warum hat der weiße Mann, wenn er ein Engländer ist, den Pfad eingeschlagen, der zu den Wigwams der Yankees führt?" wandte sich der Mico wieder an seine Tochter.

„Canondah hat ihm das auch gesagt; er aber meinte, die Seinen würden den Salzsee bereits verlassen haben und mit ihren Kanoes vor den großen Wigwam der Yankees gefahren sein."

„Wann verließ das Bleichgesicht den Wigwam der Oconees?"

„Vor zwei Sonnen; mein Vater wird seine Fußspuren leicht finden, seine Tochter hat noch nie gelogen."

Der Häuptling gab seinen Kriegern einen Wink und trat mit ihnen zur Beratung zusammen. Nach Beendigung derselben verließ er sogleich mit der Mehrzahl der Männer das Dorf.

Die beiden Mädchen wußten die eigentümliche Wandelung in dem Gebahren des Mico nicht zu deuten. Canondah hatte für den Verrat, den sie ausgeübt, nichts anderes als den Tod erwartet. Unbekannt mit den Vorfällen, die eine so plötzliche Sinnesänderung in Bezug

auf den Häuptling des Salzsees hervorgerufen hatten, schrieb sie die Milde einem übernatürlichen Einfluß zu. Rosa, nicht minder erfüllt von Dankbarkeit für die überstandene Gefahr, war der Indianerin an die Brust gesunken, und beide hielten sich umschlungen, als ob nichts sie wieder trennen sollte. Nur eines beunruhigte das arme Mädchen. Der Mico war mit seinen Kriegern dem jungen Seemanne nachgesetzt und es war vorauszusehen, daß er des Flüchtlings bald habhaft werden würde. Konnte derselbe auf Schonung rechnen? Soweit sie den Mico kannte, stand dem Weißen der Tod bevor. Ein tiefer Seufzer entrang sich ihrer Brust und ihre Lippen flüsterten: „Armer weißer Bruder!"

Canondah mochte die Gedanken ihrer Freundin erraten und tröstend sprach sie: „Der Mico ist ein großer und weiser Häuptling. Sein Auge wird tief in die Seele des Jünglings blicken. Wenn er ein Freund der roten Männer ist, wird er seinen Skalp nicht nehmen; hat er aber die armen Mädchen betrogen, so verdient er den Tod und Rosa darf um den Späher nicht weinen."

Wir kehren nun wieder zu unserm jungen Freunde James zurück.

Als die Sonne aufging, befand er sich auf einer weiten Wiesenfläche, die nur hin und wieder mit kleinen Gruppen von Strauchwerk bestanden war. Rüstig wanderte er weiter, bis ihn die Müdigkeit übermannte. Er nahm einen kleinen Imbis und legte sich dann zur Ruhe nieder, das Gewehr zur Seite.

Böse Träume quälten ihn, und als er endlich erwachte, stand ein Indianer vor ihm, den Tomahawk zum tötlichen Schlage erhoben. Der junge Seemann befand sich in einer verzweifelten Lage; aber dennoch verließ ihn die Geistesgegenwart nicht. Rasch wie der Blitz sprang er auf die Füße und faßte den Wilden bei der Kehle. Es folgte ein wildes Ringen, in dem der Indianer

schließlich unterlag, denn die Verzweiflung verlieh dem Flüchtling Riesenkräfte. Das Knie auf die Brust des Feindes gestemmt, erhob er die Waffe, die dem Indianer entfallen war, zum Streiche. Aber rasch ließ er das Beil sinken, sprang auf und rief! „Du bist zwar nur ein Wilder, aber ich mag nicht unnötig Dein Blut vergießen."

„Mein junger Bruder ist wirklich ein Freund der roten Männer," ließ sich plötzlich hinter seinem Rücken eine Stimme vernehmen.

James wandte sich um und erblickte einen zweiten Wilden.

„Mein Bruder hat nichts zu fürchten," sprach derselbe; „Mi-li-mach gedachte einem schlafenden Weißen den Skalp zu nehmen, aber der Mico hat es nicht gewollt."

„Seid Ihr der Mico der Oconees?" rief der Engländer erstaunt.

„Mein junger Bruder hat es gesagt," erwiderte der Indianer mit Würde, „aber er hat nichts zu fürchten, Tokeah reicht ihm seine Hand als Freund."

„Ihr der Mico der Oconees!" rief der Jüngling, die Hand des Indianers rasch ergreifend und herzlich drückend.

„Wünscht mein Bruder den Pfad einzuschlagen, der zu den Dörfern der Weißen führt?" fragte der Häuptling nach einer Weile.

„Ich bin britischer Offizier und möchte sobald als möglich wieder auf meinen Posten zurückkehren."

„Der Mico kennt die Söhne des großen Vaters der Kanadas," sagte der Alte kopfschüttelnd. „Sie sind tapfere Krieger, aber in unsern Wäldern blinde Nachteulen. Mein Bruder würde nie den Weg zu den Seinen finden und müßte in der Wildnis verhungern."

„Wenn ich nur wenigstens bis an den Mississippi kommen könnte," warf der Jüngling ein.

„Der Weg, den mein Bruder vor sich hat, ist sehr lang und die Kanoes seines Volkes sind weit entfernt.

Sein großer Vater hat viele Krieger, aber die Yankees haben deren noch viel mehr. Will mein Bruder auf die Worte eines alten Mannes hören, der viele Sommer gesehen und dessen Haare grau geworden sind vor Alter und Sorgen."

Der junge Seemann verbeugte sich.

„Dann mag mein junger Bruder mit dem Mico nach dem Dorfe der Oconees zurückkehren. Meine jungen Krieger werden mit ihm rauchen und seine jungen Mädchen werden ihm ins Ohr singen. In zwei Sonnen wird der Häuptling des Salzsees kommen. Der Mico will ihm sanft ins Ohr lispeln, und er wird ihn in seinem großen Kanoe zu den Seinen bringen."

„Wenn er das thäte, würden ihn die Meinen zum Dank dafür an den Galgen hängen."

„Befindet sich der Häuptling des Salzsees auch auf dem Kriegspfade gegen den großen Vater der Kanadas?"

„Nein, aber er ist ein Seeräuber, der raubt und plündert und dafür den Strick verdient hat."

„Mein Bruder hat recht, er muß gehen," sprach der Häuptling nach einer Pause, „will er dem Mico bei dem großen Geist, den die Weißen ihren Gott nennen, schwören, daß er den Weg zu den Wigwams der Oconees nie verraten wird?"

„Ich habe dies bereits Eurer Tochter versprochen."

„Will mein Bruder es auch dem Mico versprechen?" fragte dieser mit Nachdruck.

„Ich verspreche es feierlich."

„Will er auch versprechen, daß sein Mund nie davon reden wird, der Mico und der Häuptling des Salzsees seien Freunde gewesen."

„Auch dies verspreche ich!"

Der Häuptling legte seine Hände auf die Schultern des jungen Engländers und sprach: „Der Mico wird ihm den Pfad von Dornen reinigen und sein Läufer

soll ihm den Weg der Coshattas zeigen. Doch der Weg ist lang und mein Bruder wird hungrig sein.“ Dabei langte er in seine Jagdtasche, entnahm derselben einige Schnitten kaltes Wildbret sowie eine Handvoll gerösteten Mais und lud den Jüngling ein, an dem Mahle teilzunehmen. Nachdem sich beide satt gegessen hatten, stand der Häuptling auf und verabschiedete sich von dem Weißen, während Mi-li-mach zurückblieb, um den Engländer nach dem Mississippi zu bringen.

Zehntes Kapitel.

Zwei Tage nach der Rückkehr des Mico glitt ein ziemlich großes Boot den Fluß herauf. Acht Männer saßen darin, von denen sechs die Ruder handhabten, während die andern beiden die Anführer waren. Das Fahrzeug legte in der kleinen Bucht an, wo auch das Boot lag, welches der junge Engländer zurückgelassen hatte. Die beiden Männer unterzogen den Kahn einer genaueren Prüfung, flüsterten dann einige Worte miteinander und stiegen darauf ans Land. Der eine von ihnen blieb am Flußufer zurück, der andere aber schritt der Wohnung des Mico zu.

Der Mann war von mittlerer Größe, hatte sonnenverbrannte Züge und trug einen schwarzen Knebelbart. Die funkelnden Augen und tiefen Blatternarben gaben dem Gesicht gerade keinen vertrauenerweckenden Anstrich. Seine Kleidung bestand aus einer kurzen Jacke von blauem Tuch, ebensolchen Beinkleidern und einer Mütze, wie sie in damaliger Zeit die Seeleute trugen.

Als der Fremde dem Dörfchen näher kam, bemerkte er, daß die älteren Kriegern eben die Beratungshütte verließen und gleich dem Häuptling ernst und bedächtig ihren Wigwams zuschritten. Fast schien es, als wollten sie den Ankömmling vermeiden. Kopfschüttelnd, denn er vermochte sich solches Gebahren nicht zu erklären, trat derselbe in die Hütte des Mico.

„Da bin ich, Freund Tokeah!“ rief er dem Häuptling zu, der sich auf seinem Lager ausgestreckt hatte. „Nicht wahr, ich bin ein Mann von Wort. Kam letzte Nacht in die Bucht, doch es ließ mir keine Ruhe und

so sind wir die ganze Nacht und den heutigen Tag hindurchgerudert. Aber nun habe ich Hunger und Durst."

Auf ein Zeichen des Häuptlings erschien Canondah, hieß den Gast willkommen und schlüpfte dann wieder hinter den Vorhang, um Speise und Trank herbeizuschaffen."

Der Fremde schien betroffen. Eine Weile schaute er den Alten an, dann blickte er nach der Thür, durch die das Mädchen eben verschwunden war.

„Was soll das heißen? Freund Mico?" unterbrach er endlich das Schweigen. „Wie mir scheint, bin ich bei Euch in Ungnade gefallen. Als ich vorhin kam, segelten eure Leute an mir vorüber, als kennten sie mich nicht. Ihr seid kalt wie ein Nordwester und eure Tochter steif wie ein gefrorenes Schiffstau. Wie ich gesehen, habt ihr Besuch gehabt; der junge Engländer hat bei Euch vorgesprochen."

„Von wem spricht mein Bruder?" fragte der Häuptling.

„Von meinem Gefangnen, einem jungen Seemanne, der mir aber wieder entschlüpfte."

„Er ist wieder gegangen," versetzte der Mico, „mein Bruder hätte ihn nicht gefangen nehmen sollen."

„Wenn ein Späher sich dem Wigwam des Häuptlings nähert, nimmt ihn mein Bruder dann nicht auch gefangen?"

„Mein junger Bruder war ein Engländer, kein Yankee," versetzte der Mico, den Häuptling des Salzsees, denn dieser war der Fremde, scharf fixierend.

„Es war mein Feind!" versetzte der Seeräuber.

„Mein Bruder hat gar viele Feinde — die Yankees, die Krieger des großen Vaters der Kanadas und noch viel mehr. Wenn der Mico den Tomahawk erhebt, so geschieht es, um die Seinigen gegen die Weißen zu schützen und das Blut der erschlagenen Brüder zu rächen. — Mein Bruder hat den Tomhawk gegen alle erhoben und stiehlt wie ein Dieb."

Der Seeräuber war betroffen über die Worte des Alten und brennende Röte bedeckte sein Gesicht. Doch

er meisterte seine Gefühle und erwiderte: „Thorheit, Mico! Was sollen wir uns um solcher Sachen willen streiten. Jeder thut, was ihm beliebt und wofür er haften muß."

„Als der Mico der Oconees dem Häuptling der Salzsee seine Rechte darbot und ihn als Freund in seinen Wigwam aufnahm, glaubte er einen Bruder zu haben, der den Yankees den Krieg erklärt hat. Hätte er gewußt, daß er ein Dieb ist —"

„Monsieur Mico," unterbrach der Seeräuber den Häuptling, „Ihr sagt mir da Dinge, die ich von einem andern nicht ungestraft hinnehmen würde. Doch lassen wir das. Was geschehen ist, ist geschehen und Ihr braucht deswegen nicht mit mir rechten. Die Zukunft wird vieles ändern. Ich bin nämlich entschlossen, dem wüsten Leben zu entsagen und dann wollen wir ein lustiges und fröhliches Leben führen."

Der Mico hatte zugehört, ohne eine Miene zu verziehen. Als der Seeräuber geendet, begann er: „Tokeah ist arm, aber seine Rechte hat nie berührt, was ihm nicht gehört. Seine Väter würden mit Kummer auf ihn herabblicken, wenn er mit einem Diebe Freundschaft schließen, wenn er sein Volk durch einen Bund mit Räubern entehren wollte."

„Ihr glaubt also ohne Lafitte besser zu fahren," sprach der Seeräuber. „Na, ich habe nichts einzuwenden. Hätte ich das früher gewußt, würde ich euch die Mühe erspart haben, mir Grobheiten zu sagen. Adieu, Monsieur Mico."

„Mein Bruder ist willkommen im Wigwam des Mico," entgegnete der Alte, „seine Hand verschließt sich nie, wenn sie sich einmal geöffnet hat. Canondah wird ihm sein Lieblingsgericht bereiten."

„Na, das läßt sich hören. Unterdessen will ich einmal sehen, was die Damen machen. Es ist doch erlaubt einzutreten?"

„Mein Bruder muß sich eine andere Squaw suchen. Rosa wird nicht in sein Wigwam gehen."

Der Seeräuber that, als hätte er die letzte Bemerkung des Häuptlings nicht gehört und sagte leichthin: „In einer halben Stunde denke ich wieder zurück zu sein, bis dahin lebt wohl!“

Mit diesen Worten verließ er die Hütte und schritt dem Flußufer zu, wo sein Gefährte mit verschränkten Armen auf und abging. Derselbe war ein kleiner untersetzter Mann mit einem gewaltigen Bart in dem olivfarbigen Gesicht. Als der Seeräuber näher kam, blieb er stehen und nahm eine stramme Haltung an.

„Lieutnaut!“ redete ihn der Ankommende an.

„Kapitän!“ war die Antwort.

„Nichts vorgefallen?“

„Nichts, Kapitän! Aber was hat das zu bedeuten? Keine Seele läßt sich sehen, kein Willkommen wird einem geboten.“

Der Seeräuber ging nicht auf die Bemerkungen seines Leutnants ein, sondern fragte: „Wieviel Mann haben wir unten am Sabinesee?“

„Dreißig!“ war die Antwort, „die andern werden morgen mit dem Aufräumen fertig sein.

„Giacomo und George gehen hinab und bringen diesen den Befehl heraufzukommen,“ befahl Lafitte gebieterisch. „Zwei bleiben unten und erwarten den Nachzug, mit dem sie sogleich über den Sabine gehen. Die Mannschaft hat sich mit Büchsen, Pistolen und Fängern zu bewaffnen und hält sich, bis sie weitere Befehle erhält, zwei Meilen unterhalb des Dorfes verborgen.“

„Wohl, Kapitän!“

Die Verbeugung des Leutnants verriet, daß der zügellose Seeräuber selbst mit seinem ersten Offizier nichts weniger als auf vertrautem Fuße stand und seiner Kapitänswürde die gehörige Achtung zu verschaffen gewußt hatte.

Der Leutnant wandte sich nun zu den Ruderern, die noch im Boote saßen und übermittelte ihnen die erhaltenen Befehle.

„Wir wollen jetzt zum Essen gehen, lassen Sie Wein bringen, Leutnant,“ rief ihm der Kapitän nach.

Einer von den Leuten, welche zurückgeblieben waren, brachte das Gewünschte und folgte den beiden Befehlshabern zum Wigwam des Mico.

„Lassen Sie sich nichts merken," sprach der Kapitän unterwegs zu seinem Untergebenen. „Wir müssen mit dem Alten so ungezwungen wie möglich verkehren. Weiß der Teufel, was er im Sinne hat."

In der Hütte des Häuptlings angekommen, nahmen beide an der Tafel Platz, auf welcher ein gerösteter Büffelrücken prangte, von Canondah auf indianische Weise zugerichtet.

Lafitte füllte drei Gläser und bot eins derselben dem Mico an.

Dieser wies den Trunk ab, indem er sprach: „Tokeah ist nicht durstig."

„Wenn mein Bruder sich versagt, auf das Wohl seines Gastes ein Glas zu leeren, so wird dieser noch heute Nacht aufbrechen. Ein bißchen Stolz ist ganz gut; aber allzu viel ist ungesund," entgegnete darauf der Seeräuber.

„Mein Bruder ist willkommen," erwiderte der Alte. „Tokeah hat noch nie seinen Tomahawk gegen einen erhoben, den er in seine Hütte aufgenommen, noch hat er die Sonnen gezählt, die dieser geblieben."

„Ich bin überzeugt, daß Tokeah mein Freund ist," sprach der Seeräuber, „und wenn irgend eine böse Zunge Unkraut auf den Pfad gesät hat, der zwischen uns liegt, so wird der weise Mico dessen nicht achten."

„Die Oconees sind Krieger und Männer" entgegnete der Häuptling; „sie hören die Rede des Mico, aber ihre Hände sind frei."

„Ich habe schöne Sachen mitgebracht und sowohl die Männer als die Squaws und Mädchen sollen ihre Freude daran haben; die Hände Lafittes sind immer offen gewesen."

Tokeah war aufgestanden und mit seinem Gast vor die Thür getreten.

„Mein Bruder ist nicht mehr jung," begann hier der Mico, „aber seine Zunge ist die eines thörichten

Mädchens, das sich zum erstenmale mit Glasperlen schmückt. Er hat Feinde genug und muß sich hüten, daß nicht auch der große Geist ihm noch feindlich werde."

„Mit dem wollen wir schon fertig werden," lachte der Kapitän leichtfertig.

„Mein Bruder hat den Mico schon längst getäuscht," fuhr der Alte fort, „aber der große Geist hat ihm die Augen geöffnet. Siehe" — damit wies er mit der Hand nach der Mondsichel, die über den Baumwipfeln schwebte — „das große Nachtgestirn scheint über den Ufern des Natchez wie über den Dörfern der Weißen und der große Geist hat es angezündet. Der große Geist hat die Haut Tokeahs rot, die seiner Feinde weiß gefärbt. Er hat ihnen zwei Zungen gegeben, und sie verstehen sich nicht; aber der große Geist versteht sie und erhört ihre Bitten. Der Mico hat das Lebensbuch der Weißen gelesen. Auch dieses Buch sagt, was seine Väter ihm gelehrt, daß ein großer Geist lebt. Tokeah hat sich überzeugt, daß die Männer, die den großen Geist nicht verehren, keine gute Menschen sind. Mein Bruder aber spottet des großen Geistes. Und er will ein Freund der Oconees sein? Geh, der Mico kann Dich nicht weiter seinen Freund nennen!"

„Tokeah, an Euch ist ein Methodistenprediger verdorben," bemerkte Lafitte spöttisch. Darauf verließ er den Wigwam des Häuptlings und begab sich mit seinem Gefährten nach der Hütte, die man ihm während seines Aufenthalts im Dorfe zur Wohnung angewiesen hatte. —

„Kapitän! es ist eine ungewöhnliche Bewegung im Dorfe," rapportierte der Lieutenant, als er am andern Morgen an das Bett des Seeräubers trat.

„Wie so?"

„Die Wilden sind sämtlich auf den Beinen, rennen und springen, als ob sie den Teufel im Leibe hätten."

Der Kapitän sprang von seinem Lager und kleidete sich an.

„Suchen Sie zu erkunden, was los ist; ich gehe unterdessen zum Mico. Sollten Sie etwas Verdächtiges merken, so wissen Sie, was zu thun ist."

Der Lieutenant verbeugte sich und lenkte seine Schritte dem Ufer zu; der Kapitän begab sich nach dem Wigwam des Häuptlings. Noch hatte er denselben nicht erreicht, da ertönten im Dorfe laute Freudenrufe, die sich wie ein Lauffeuer von Wigwam zu Wigwam fortpflanzten und zuletzt in einem wilden Chor endigten, in welchem Männer, Weiber und Kinder ihre Stimmen vereinigten. Das ganze Dorf war in Aufruhr; aus jeder Hütte eilten die Krieger nach dem Beratungshause.

Nach der Ursache der außerordentlichen Aufregung brauchte sich der Seeräuber nicht lange umzuschauen. Am jenseitigen Ufer des Flusses hielten etwa dreißig Indianer zu Pferde. Einige suchten nach einer Furt; ein junger Krieger aber, ungehalten über die Verzögerung stürzte sich mit seinem Roß in die Fluten, worauf ihm die übrigen folgten.

Der Fluß war an dieser Stelle mindestens vierhundert Schritte breit und von beträchtlicher Tiefe. Doch die Reiter achteten dessen nicht und kamen alle glücklich herüber.

„Nur zehn gute Büchsen und wir wollten den Burschen ihre gute Laune verderben," flüsterte Lafitte seinem Lieutenant zu.

„Das möchte uns schlecht bekommen, Kapitän. Es sind keine Oconees, sondern Komanchen, und die haben den Satan im Leibe; ich kenne sie von meinen Feldzügen in Mexiko."

Am diesseitigen Ufer angekommen, ritt der Trupp den Oconees entgegen, die, ihren Mico an der Spitze, vor dem Beratungshause ihre Gäste erwarteten.

Der große Häuptling der Komanchen ist willkommen!" sprach feierlich der Mico.

Der junge Indianer, an den die Worte gerichtet waren, hielt sein Roß an und neigte voll Ehrfurcht das Haupt. Darauf sprang er zur Erde und schritt, die

flache Rechte ausgestreckt auf Tokeah zu, verbeugte sich, nahm die Rechte des Mico und legte sie auf sein Haupt.

Die gegenseitige Begrüßung war nicht ohne Würde und erhielt noch ein besonderes Interesse durch den Kontrast, der sich zwischen den Häuptern der beiden Parteien zeigte. Nichts konnte einen stärkern Gegensatz zu dem hagern, einem verwittertem Riesenstamme gleichenden Mico bilden, als der junge Häuptling der Komanchen. Sein Haupt bedeckte ein malerischer Schmuck von bunt gefärbten Federn. Dem männlich schönen Antlitz fehlte die Kriegsmalerei, welche seine Gefährten angethan hatten und dunkle, ausdrucksvolle Augen blitzten von Jugendmut und Kampfeslust.

Die prächtige Gestalt wurde durch die Kleidung noch gehoben. Die breite Brust bedeckte ein Wams vom Pelze des Silberfuchses und vom Rücken hing ein Pantherfell herab, das durch goldene Spangen festgehalten wurde. Im Gürtel steckte ein reich mit Gold und Silber ausgelegtes Messer, ein kurzer Karabiner und eine zehn Fuß lange Lanze vervollständigten die Ausrüstung. Das Roß des jungen Häuptlings war ein edles Rassetier und ebenfalls mit einem Pantherfell behangen, dessen vier Enden mittes goldener Spangen am Nacken und Rücken befestigt waren. Es trug weder Sattel noch Steigbügel, aber an jeder Seite hing an einem Riemen eine Kapsel herab, in welchen Lanze und Büchse ruhten.

Aehnlich gekleidet und bewaffnet waren noch vier andere Krieger des Trupps. Dieselben trugen ihr Haar zu beiden Seiten der Stirn herabgekämmt. Um den Hals ihrer Pferde hing der Lasso, eine Wurfschlinge aus gegerbter Büffelhaut angefertigt. Sie ist die gefährlichste Waffe des Indianers und mit außerordentlicher Sicherheit weiß derselbe sie zu handhaben.

Die übrigen Reiter waren Pawnees des Toyaskstammes. Sie trugen das Haar glattgeschoren; nur am Scheitel war ein Büschel stehen geblieben zum Flechten der Skalplocke. Weichgegerbte, rotgefärbte Büffelhäute hingen von ihren Schultern herab, das Hüfthemd aber war an einem breiten Gürtel befestigt. Alle waren mit

Lanzen, Tomahawks und Messern bewaffnet, eine Anzahl besaß auch Büchsen. Alle waren kräftige Krieger, und die Oconees nahmen sich neben ihnen fast wie Kinder aus.

„Mein Bruder ist dreimal willkommen," wiederholte der Mico nach einer Weile, während sein Auge mit Wohlgefallen auf seinen Gästen ruhte. „Hat der große El-Sol der Worte gedacht, die ihm Tokeah durch seinen Läufer sagen ließ?"

„Er hat offne Ohren und ein weites Herz mitgebracht," versetzte der junge Häuptling würdevoll. „Ist die Rede des großen Mico für El-Sol allein oder dürfen die Krieger der Komanchen und Pawnees sie auch hören?"

„Die Häuptlinge und Krieger der Komanchen und Pawneos sind willkommen im Beratungshause der Oconees!"

Sogleich sprangen die vier Komanchen und die gleiche Anzahl Pawnees von ihren Pferden und traten mit den Häuptlingen in den Wigwam, in welchem die Beratungen abgehalten wurden. Auch die übrigen Reiter saßen ab und bildeten, an die Hälse ihrer Pferde gelehnt, einen Halbkreis. Näher dem Beratungshause hatten sich die Oconees aufgestellt, nur mit ihren langen Schlachtmessern bewaffnet.

Eine Stunde mochte verflossen sein, da öffnete sich die Thür des Beratungshauses und heraus trat der Mico, um sich nach dem Flußufer zu begeben, wo Lafitte und sein Leutnant langsam auf- und abgingen, scheinbar ohne Interesse an den Vorgängen im Dorfe zu nehmen.

„Die Häuptlinge der roten Männer sind gekommen, um Rat zu halten," wandte sich der Alte an den Seeräuber. „Will der Häuptling des Salzsees ihre Rede hören?"

„Soll mir recht sein", erwiderte Lafitte und begab sich dann mit dem Häuptling in die Versammlung, wo ihm ein leerer Sitz angewiesen wurde.

Eine Weile herrschte Schweigen, dann nahm der Mico das Wort.

„Häuptling des Salzsees," begann er in feierlichem Tone, „dreimal haben die Bäume ihre Blätter verloren, seit die Oconees für ihn gejagt und ihre Weiber für ihn Korn gesäet und geerntet haben."

„Das ist bezahlt, zur Hauptsache, wenn es beliebt," entgegnete der Seeräuber.

„Die Oconees können nicht länger für Lafitte und seine Leute jagen," fuhr Tokeah in kaltem Tone fort. „Die roten Männer und die Krieger vom Salzsee müssen verschiedene Pfade wandeln; denn der Häuptling des Salzsees liebt es, seine Hand nach dem auszustrecken, was nicht sein ist. Siehe" — dabei zog er ein Blatt Papier aus der Tasche — „der große Vater der Weißen nennt ihn einen Dieb und hat einen Preis von fünfhundert Dollars auf seinen Kopf gesetzt."

Der Seeräuber hatte mit Gleichmut die Rede des Alten angehört.

Dieser elende Fetzen Papier ist also die Ursache Euers Wankelmuts," sprach er endlich voll Verachtung.

„Wollt Ihr Euch das Geld verdienen? Tausend Dollar gebe ich Euch, zehntausend, soviel Ihr haben mögt."

„Lafitte kann im Wigwam der Oconees sicher schlafen," versetzte Tokeah. „Mein Volk ist arm, es bedarf des Reichtums meines Bruders nicht."

„Ich glaubte, Tokeah wäre ein Mann," entgegnete der Seeräuber; „aber ich habe mich geirrt. Ein Stück Papier bewegt ihn, seinen ehemaligen Freund zu verraten. — Er ist kein Mann!"

Der Spott, der in den letzten Worten des Seeräubers lag, verfehlte seine Wirkung nicht. Der Mico sprang von seinem Sitz in die Höhe, öffnete sein Jagdhemd und zeigte auf die narbenvolle Brust. „Tokeah hat mehr Wunden geschlagen und empfangen, als mein Bruder Jahre zählt," sprach er dabei, „er lacht der Worte Lafittes."

„Warum fürchtet Ihr dennoch eine Proklamation, die Euch nicht schaden kann? Was kümmert uns hier in Mexiko der Gouverneur von Louisiana?"

„In Mexiko?“ wiederholte der Mico. „Was will mein Bruder damit sagen?“

„Wir sind in der mexikanischen Provinz Texas,“ erklärte der Seeräuber.

Tokeah war der Meinung gewesen, daß er sich mit seinem Volke noch immer im Gebiet der Yankees befinde, und dieser Wahn hatte den alten Mann Tag und Nacht wie ein böser Traum verfolgt. Der Seeräuber wußte das, hütete sich aber, den Irrtum aufzuklären, um so den Häuptling mit den Seinen desto mehr in der Gewalt zu haben, und erst jetzt, wo es galt, den Mico von seinem Entschlusse, sich mit den Komanchen zu vereinen, abzubringen, rückte er mit der Wahrheit heraus.

Der Häuptling holte tief Atem, als wäre er von einer schweren Last befreit.

„So lebt also der Mico nicht auf dem Boden, den der große Vater der Weißen als Eigentum beansprucht?“ fragte er dann.

„Gewiß nicht, ich kann es Euch auf der Karte zeigen,“ erwiderte Lafitte.

Der Alte verfiel in tiefes Nachdenken; die Nachricht war für ihn eine ebenso erfreuliche wie wichtige. Der Seeräuber glaubte sich die günstige Stimmung zunutze machen zu müssen und fuhr daher fort: „Tokeah, ich bin gekommen, Euch Verbrüderung anzutragen, Gemeinschaft alles dessen, was ich besitze. Lafitte, der Schrecken des Meeres zwischen Amerika und Europa, der Herr des mexikanischen Meerbusens, bietet Euch mit den Seinen Freundschaft und Bundesgenossenschaft an. Er will Euer Schutz sein, und kein Yankee soll Euch jemals ein Haar krümmen. Das ist sein letztes Anerbieten.“

Es entstand eine Pause und überrascht blickten die Oconees nach dem Redner hin; Lafitte glaubte gewonnenes Spiel zu haben. Doch er wurde arg enttäuscht.

Der alte Häuptling erhob sich von seinem Sitze und entgegnete. „Der Mico hat die Jagdgründe seines Volkes verlassen, weil die verräterischen Weißen sich da niedergelassen haben. Aber er ist nicht vor den Weißen geflohen, um mit den schlechtesten von ihnen Freundschaft

zu schließen. Das Band, welches das Volk der Oconese an die Weißen knüpfte, muß zerrissen werden, sobald der Häuptling des Salzsees den Wigwams der roten Männer den Rücken gekehrt hat."

„Es ist gut!" erwiderte der Seeräuber mit erkünsteltem Gleichmut; „Euerm Versprechen zufolge erwarte ich jedoch, daß die weiße Rose mir ausgeliefert wird.

„Tokeah versprach die weiße Rose dem Freunde der Oconees, dem Krieger, aber nicht einem Diebe und Räuber. Der Häuptling des Salzsees muß sich eine andere Squaw suchen."

„Ein tückisches Lächeln umspielte bei diesen Worten den Mund des Piraten; mit einem giftigen Blick auf den alten Häuptling verließ er die Ratsversammlung.

Elftes Kapitel.

Es war Mittag geworden, als die Häuptlinge das Beratungshaus verließen, um die Verhandlungen im Freien fortzusetzen. Die Krieger stellten sich in zwei Halbkreisen auf, von denen der innere kleinere durch die älteren, der äußere durch die jüngeren gebildet wurde. Der Mico und El-Sol hatten besondere Ehrenplätze.

Ein alter Krieger der Oconees brachte nun das Kalumet (die Friedenspfeife), und dreimal machte dasselbe die Runde, zu Ehren der drei Völkerschaften, die sich hier vereinigt hatten. Als diese Ceremonie beendet war, erhob sich Tokeah und begann seine Rede. In bilderreicher Schilderung zeigte er, wie die Bleichgesichter ihn und sein Volk auf hinterlistige Weise ihres Erbteils beraubt hätten, dann deutete er auf die Schlingen und Fallstricke hin, die man ihm gelegt und die ihn endlich bewogen hatten, das Land seiner Väter für immer zu meiden und dahin zu gehen, wo er hoffen durfte, nie wieder mit ihnen in Berührung zu kommen — in sein gegenwärtiges Asyl. Darauf gedachte er seiner Verbindung mit dem Häuptling des Salzsees, erwähnte die Proklamation des Vaters der Weißen und daß es ihm, nachdem er mit dem Seeräuber gebrochen, nicht möglich sei, mit seinem Volke noch länger an dem Strome zu verweilen. Dann ging er über zu der beabsichtigten Verbindung El-Sols mit seiner Tochter und wie sich so den Oconees die Aussicht eröffne, als drittes Glied in den Bund der Komanchen und Pawnees aufgenommen zu werden."

„Es ist Zeit," so schloß er seine Rede, „daß die Kinder der großen roten Familie sich wieder enger an-

einanderschließen. Die Arme Tokeahs fangen an steif, die Füße schwach zu werden; aber sein Geschlecht wird nicht von der Erde verschwinden, es wird in El-Sol, dem großen Komanchenhäuptling, weiterleben. Er wird ein Sohn des Mico, ein Häuptling der Oconees sein. Männer der Oconees, seht hier den Sohn Eures Mico!"

Mit diesen Worten nahm er von seinem Haupte die Federkrone der alten Könige der Oconees, schmückte El-Sol damit und begrüßte denselben als seinen Nachfolger.

Die Blicke der Versammlung richteten sich voll Bewunderung und Liebe auf den jungen Häuptling, der nun gleichfalls von seinem Sitze aufstand, sich vor dem Mico verneigte und folgendermaßen begann:

„Viele Sommer sind vergangen und El-Sol hatte noch nicht das große Tagesgestirn erblickt, als die jungen Männer der Pawnees vom Tohaskstamme die großen Berge überschritten, die zwischen ihnen und den Jagdgründen der roten Männer Mexikos liegen. Sie bauten dort ihre Wigwams und sprachen: Lasset uns hier bleiben und den Büffel jagen. Zehn Sommer waren seitdem vergangen, da fanden die roten Männer Mexikos ihre Fußstapfen, und sie kamen mit umwölkter Stirn und Feuerwaffen auf ihren schnellen Rossen. Die Männer der Pawnees aber sind tapfere Krieger, die Sehne schwirrte, der Tomahawk blinkte und zwei der mexikanischen Krieger wurden erschlagen. Einer der Schwerverwundeten verriet den Pawnees, daß sie Angehörige des großen Volkes der Komanchen seien. Groß war die Freude der Pawnees, als die jungen Männer mit den Skalpen der Erschlagenen in ihre Wigwams zurückkehrten.

Aber Ettowah, der älteste der Häuptlinge, erhob seine Stimme. „Männer der Pawnees," so lauteten seine Worte, „Ihr habt zwei Skalpe von den Häuptern des mächtigsten roten Volkes genommen. Seine Krieger sind zahlreicher als die Büffel, ihre Rosse flüchtiger als der Blitz, ihre Rache schrecklicher als der Biß der Klapperschlange. Bald werden sie die Berge überschreiten,

um die Wigwams der Pawnees niederzubrennen und ihre Skalps zu nehmen. Männer der Pawnees! Das Auge des großen Geistes sieht finster auf Euch herab. Eure jungen Krieger sind gegangen, wo ihre Fußtapfen nimmermehr hätten gesehen werden sollen; sie haben das Kriegsgeschrei erhoben, als sie auf unrechtem Pfade waren. Männer der Pawnes! Ihr müßt wieder gut machen, was Eure jungen Krieger gefehlt, ihr müßt die Komanchen, denen Unrecht geschehen ist, wieder versöhnen. Es ist besser, daß zehn unserer Krieger sterben, als daß wir die Rache der Komanchen heraus fordern."

So sprach der weise Ettowah, und lautes Wehklagen erschalte unter den Pawnees, als sie die Rede ihres Häuptlings vernommen; aber sie hörten auf seine Worte.

Die Häuptlinge traten zum Rate zusammen, und bald darauf vernahm man den Todesgesang von zehn jungen Pawneemännern.

Unter diesen befand sich auch Managua, der einzige Sohn Ettowahs. Die zehn jungen Krieger verließen die Wigwams ihres Volkes, ritten über die Berge und kamen in die Dörfer der Komanchen. Diese aber sind nicht allein ein mächtiges, sondern auch ein großmütiges Volk.

Der große Geist verhüte, daß wir diejenigen töten sollen, die in Frieden zu uns kommen," sprachen sie; „aber zwei unserer Väter sind ohne Söhne, und zwei Eurer jungen Männer sollen dableiben, die übrigen mögen zu ihren Dörfern zurückkehren. Managua war einer der beiden, die zu Söhnen der Komanchen gewählt wurden. Er hatte noch keine zwanzig Sommer gesehen; aber er war bereits dreimal auf dem Kriegspfade gegen die Osagen gewesen und wußte den wilden Mustang zu zähmen. Die Komanchen liebten ihn, doch seine Gedanken waren bei seinem Vater, bei seinem Volke, bei seinen Brüdern. Als er einst die weiten Jagdgründe der Komanchen durchstreifte, traf sein Blick ein Pferd von schneeweißer Farbe, das schneller als der Hirsch über die Fluren fegte. Zwei Tage lang folgte er den Spuren des herrlichen Rosses, bis er es endlich auf den

Wiesen des großen Komanchenhäuptlings fand. Managua warf dem Tiere den Lasso über den Hals. In demselben Augenblick öffnete sich der Wigwam des Häuptlings und seine Tochter Corah trat heraus.

Managua sah dem Mädchen ins Auge, und der Lasso entfiel seiner Hand, denn die Tochter des Komanchenhäuptlings war schön wie die Morgenröte. Das Roß sprang der Jungfrau entgegen und diese schwang sich auf den Rücken ihres Lieblings.

„Mein Bruder ist hungrig und müde," sprach die Jungfrau, „Corah wird ihn in ihres Vaters Haus führen, daß er sich stärke an Speise und Trank und ausruhe auf weichem Lager."

Jetzt sehnte sich Managua nicht mehr nach den Wigwams der Pawnees, er liebte Corah und sie wurde sein Weib. Managua und Corah sind die Eltern von El-Sol, dem Häuptlinge der Komanchen und Pawnees.

Der Redner hielt in tiefer Bewegung inne, und die Versammlung blickte voll Rührung zu ihm auf.

„Als die Zeit herankam, wo der große Geist den Vater Corahs in die ewig grünen Jagdgründe abrufen wollte, versammelten sich die Häuptlinge und Krieger der Komanchen, um von dem Sterbenden Abschied zu nehmen und seinen letzten Worten zu lauschen."

„Männer der Komanchen," sprach er, „Managua ist ein großer Krieger, aber nach altem Brauch kann er nicht Häuptling der Komanchen werden. Der Sohn Corahs ist ein Komanche; er verspricht ein tapferer Krieger zu werden, seht in ihm den Häuptling unseres Volkes."

„Als der alte Häuptling diese Worte gesprochen hatte, flog seine Seele zum großen Geist empor und El-Sol wurde Häuptling der Komanchen, als er erst wenige Monden zählte.

Managua kehrte in Begleitung seines Weibes und seines Sohnes zu den Dörfern der Pawnees zurück. Vier erprobte Krieger der Komanchen begleiteten ihn, um den jungen Sprößling zu beschützen und ihn später zu seinem Volke zurückzuführen."

Managua wurde ein großer Krieger der Pawnees und der Schrecken der Osagen.

Vierzehn Sommer waren vergangen, da kamen weiße Männer, welche sagten, daß der große Vater das Land gekauft habe, und daß sie gekommen seien, auf den Jagdgründen der Pawnees ihre Hütten zu bauen. Anfangs waren ihrer nur wenige, bald aber kamen sie in größerer Anzahl.

Die Pawnees blickten mit finsterer Stirn auf die fremden Gäste; Managua aber redete zum Frieden und die roten Männer streckten den Bleichgesichtern ihre Hände entgegen — die Weißen stahlen ihnen dafür ihre Pferde nnd betrogen sie um ihre Felle. Da fingen die Pawnees an, ihre Ohren vor den Reden Managuas zu verschließen und erhoben die Streitaxt gegen die Weißen. Schnell begann das Unkraut auf dem Pfade zu wuchern, der zwischen den beiden Völkern lag.

Als Managua sich eines Tages auf die Jagd begab, begegneten ihm weiße Männer. Sie sahen in das stolze Auge des Kriegers und ihre Seelen dürsteten nach seinem Blut. Ehe er noch zu versprechen vermochte, hatte die Kugel sein Herz durchbohrt. Das große Himmelslicht war längst verschwunden; Corah wartete noch immer vergebens auf die Rückkehr des geliebten Gatten. Sie warf sich auf die Erde, die leichten Fußtritte des heimkehrenden Jägers zu vernehmen — kein Laut war zu hören, als das Gekläff des Prairiewolfes. Da nahm sie ihren Sohn bei der Hand und eilte mit ihm in den dunklen Wald. Im bleichen Mondlicht verfolgten beide eine Zeitlang die Fußstapfen des Vermißten und vernahmen endlich das Röcheln eines Verwundeten — es war Managua. Corah sank an seiner Seite nieder. Noch einmal schlug der Sterbende die Augen auf; sein Blick fiel auf die Gattin und den Sohn. El-Sol eilte zurück nach dem Dorfe und sein Geschrei erweckte die Pawnees. Sie kamen mit den Kriegern der Komanchen, um die Worte des Todwunden zu hören.

„Die Kugel eines Weißen hat die Brust eines Häuptlings zerschmettert," flüsterte Managua mit gebrochener Stimme, „und sein Geist wird eingehen in die Gefilde Manitous. El-Sol ist durch das Blut seiner Mutter der Häuptling der Komanchen, des mächtigsten Volkes der roten Männer. Zu ihnen muß mein Sohn mit den Brüdern eilen, die als getreue Wächter seinen Pfad im Dorfe der Pawnees behütet haben. Sie werden ihn mit Freuden empfangen und einen Krieger aus ihm machen, der seiner Feinde lacht. Nach sieben Sommern wird El-Sol zurückkehren zum Volke seines Vaters und es führen auf die grünen Fluren jenseits der blauen Berge. Höret meine Brüder die letzten Worte Managuas. Die Bleichgesichter sind die Todfeinde der roten Männer; ihre Seele ist voll finsterer Falschheit und ihre Zunge schwarz von giftigen Lügen. Meine Brüder sind tapfer; aber ihre Zahl ist gering. Der Weißen sind mehr als der Bäume des Waldes, der Büffel auf den Prairien. Die Pawnees dürfen den Tod Managuas noch nicht rächen; sie müssen warten, bis sie mit den Komanchen vereinigt sind. El-Sol wird der erste Häuptling der Komanchen werden und das Band, welches Managua um die beiden Völker geschlungen, noch fester knüpfen. Die Jagdgründe der Komanchen sind viele Sonnen lang und die Büffel, welche über die grünen Fluren schweifen, kann keine Zunge zählen. Dorthin müssen meine Brüder gehen, dort wird der Baum der Freiheit für das rote Volk erwachsen und unter seinen Zweigen werden die roten Männer sich versammeln, die Ketten zu brechen, welche die Bleichgesichter für sie geschmiedet." —

„Managua schwieg und seine Seele entfloh zum großen Geiste. El-Sol kehrte mit seiner Mutter zu seinem Volke zurück. Sieben Jahre blieb er bei den Komanchen, dann kehrte er zu den Pawnees zurück, um den Wunsch seines sterbenden Vaters zu erfüllen. Zweimal haben die Bäume ihre Blätter verloren, seit El-Sol in dem Dorfe wohnt, wo der Wigwam seines Vaters gestanden und oft hat er zu den Pawnees ge-

sprochen, daß sie mit ihnen ziehen sollen nach den Jagdgründen der Komanchen. Sie haben El-Sol angehört; aber die Herzen vieler wollen sich nicht trennen von den Gräbern ihrer Väter. Doch El-Sol darf nicht länger unter den Pawnees weilen. Die Worte seines Vaters haben sich erfüllt und die Komanchen sind bereits Herren der weiten Lande geworden, in denen die weißen Männer Mexikos wohnen.

„Männer der Oconees!" schloß der junge Häuptling, indem er seine Rechte erhob und in der Richtung der sinkenden Sonne wies, „der Pfad El-Sols führt dem niedergehenden Tagesgestirn entgegen, das spät über unsern Fluren aufgeht, aber desto länger leuchtet."

Der Eindruck, den seine Worte auf die Versammlung hervorbrachten, war unbeschreiblich. Alle sprangen von ihren Sitzen auf und begrüßten ihn als ihren Führer und Nachfolger in der Würde des Mico. Darauf zerstreuten sich die Krieger unter lauten Freudenrufen.

Zwölftes Kapitel.

Die sinkende Sonne leuchtete auf ein fröhliches, jubelndes Völkchen herab, das die Vereinigung mit seinen neuen Brüdern mit einem gastlichen Aufwande feierte, wie er in solchem Maße noch nie in einem indianischen Wigwam gesehen worden war. Mit Verwunderung sahen die Pawnees den Reichtum an Gegenständen, der für sie, die bloß von der Jagd und dem Tausch der Felle lebten, fremd war. Der Ueberfluß an Wolldecken und Kleidungsstücken aller Art, die verschiedenen Werkzeuge und Ackergeräte vergrößerten in eben dem Maße ihr Staunen, als ihre Wirte ihnen mit indianischer Beredsamkeit die Anwendung derselben erklärten. Außerordentliche Freude aber empfanden sie beim Anblick der Feuerwaffen, mit denen die Oconees reichlich versehen waren, während bei den Pawnees nur die Häuptlinge sich des Besitzes einer Büchse erfreuten.

Der Mico selbst war hocherfreut, und zum erstenmale leuchtete reine Zufriedenheit aus seinen Augen. Seine sehnlichsten Wünsche waren der Erfüllung nahe. Die einzige Tochter sollte dem mächtigsten Häuptlinge, von dem er je gehört, vereint werden; sein Völkchen war mit einem mächtigen Stamme verbrüdert.

Die Gesetze des indianischen Anstandes hatten es El-Sol bisher nicht gestattet, seine Verlobte zu sehen. Als aber die beiden Häuptlinge in die Hütte zurückgekehrt waren, nahm der Mico die Hand des Komanchen und führte ihn in die Abteilung, welche den beiden Mädchen eingeräumt war.

„Nimm sie hin, die nun Dein ist," sprach der Alte zu El-Sol gewandt, „und möge der Ring nie rosten, der Dich an Tokeah bindet."

Langsam näherte sich Canondah, die Hände über der Brust gekreuzt, das Haupt gesenkt.

„Hat Canondah El-Sol noch nicht vergessen?" fragte der Komanche mit sanfter Stimme. „Wird sie ihm gern folgen auf die grünen Wiesen, die weit gegen die niedergehende Sonne liegen?"

„El-Sol ist der Gebieter Canondah's," entgegnete das Mädchen, „die Tochter des großen Mico wird ihm gern folgen."

In der Ecke des Gemachs ließ sich ein leises Schluchzen vernehmen. Es war Rosa, die das Antlitz mit einem Tuch verhüllt hatte und ihren Thränen freien Lauf ließ.

„Weine nicht, teure Rosa," tröstete die junge Indianerin, „Du sollst mit uns ziehen und El-Sol wird Dein Bruder sein."

„Die Schwester Canondahs wird auch die Schwester El-Sols sein, und die grünen Fluren der Komanchen werden sie als die weiße Rose der Oconees begrüßen. Die weiße Rose wird glücklich und frei unter den Komanchen leben und keiner meiner Brüder wird sie mit finsteren Blicken ansehen.

„Ich danke dir, mein Bruder," antwortete das Mädchen voll Dankbarkeit. „Was wird aber der Mico dem Häuptling des Salzsees sagen?"

„Der Dieb des Salzsees muß sich nach einem andern Weibe umsehen," fiel der Komanche rasch ein.

In diesem Augenblicke wurden laute, barsche Stimmen vor der Hütte vernommen.

Der junge Häuptling eilte hinaus, um nach der Ursache des Lärmes zu sehen, und fand den Seeräuber, dem die vier Komanchen den Eingang zu wehren suchten.

„Mico!" wandte sich der Pirat an Tokeah, der ebenfalls hinausgegangen war, „ich hoffe, diese Wilden nicht erst um Erlaubnis bitten zu müssen, wenn ich mit Euch reden will?"

„Die Thür zum Wigwam ist offen, aber meine Brüder haben sie bewacht, während der Häuptling Canondah gesehen, die sein Weib werden wird," entgegnete der Alte in versöhnendem Tone.

„Ich bin gekommen, um Euch Lebewohl zu sagen," begann der Seeräuber. „Unsere Pfade werden sich nie mehr kreuzen. Zum Beweise, daß ich ohne Haß von Euch scheide, nehmt dieses."

Er legte einen prächtigen Karabiner und ein Kästchen auf den Tisch.

„Mein Bruder wird doch nicht den Wigwam verlassen, wenn die Sonne untergegangen ist," sprach der Mico; „will er nicht teilen mit den roten Männern, was ihre Armut ihm bieten kann?"

„Lafitte ist zu stolz, um mit dem aus einem Becher zu trinken, der seine dargebotene Hand zurückgestoßen. Mico, ich wünsche Euch viel Glück zu Eurem neuen Verbündeten."

„Halt, mein Bruder muß zurücknehmen, was er der weißen Rose gegeben," sprach da der Mico, beschämt über die Zurückweisung seiner Gastfreundschaft. Dann eilte er hinter den Vorhang und kam mit Kleidern und Kostbarkeiten beladen wieder zurück.

„Behaltet, was für mich keinen Wert hat," entgegnete der Seeräuber. Darauf drückte er dem Mico noch einmal die Hand und schritt, ohne die übrigen Personen eines Blickes zu würdigen, zur Thür hinaus, dem Strome zu. Dort bestieg er mit seinem Leutnant ein kleines Boot, und wenige Minuten später war dasselbe hinter der nächsten Biegung verschwunden.

Dem alten Häuptling war die Trennung von dem lebhaften Franzosen augenscheinlich sehr schwer gefallen. Derselbe hatte in den zwei Jahren ihrer Bekanntschaft durch seine Artigkeit und sein zuvorkommendes Benehmen die Zuneigung des Indianers in hohem Grade gewonnen. Für die Produkte, welche die Oconees den Seeräubern geliefert, waren sie stets in freigebigster Weise entschädigt worden, von einer Uebervorteilung, wie sie sich die

Yankeees den Indianern gegenüber oft hatten zu schulden kommen lassen, war keine Rede gewesen. Der Aufenthalt in dem Dörfchen war den wilden Männern nach ihren Raubzügen stets eine Erholung gewesen; sie hatten mit den Indianern gejagt, getanzt, überhaupt an allen Festlichkeiten teilgenommen. Dem Mico war Lafitte ein unentbehrlicher Gesellschafter geworden, und oft hatte der Alte den Erzählungen des Freundes bis nach Mitternacht gelauscht. Selbst nachdem er den wahren Charakter des Franzosen entdeckt, kostete es ihm nicht geringe Ueberwindung, die Verbindung ganz und gar zu lösen.

Dem jungen Komanchenhäuptling war der Seeräuber weniger sympathisch gewesen, und trotz der freundlichen Abschiedsworte, die derselbe mit dem Mico gewechselt, hatte er das Gefühl, als dürfe er ihm nicht trauen. Schweigend sah er dem lustigen Treiben, das sich auf dem großen Platze vor dem Beratungshause entfaltete, eine Weile zu, dann begab er sich nach der Hütte des Mico.

„Mein Vater ist weise und seine Augen haben der Sommer viele gesehen", sprach er in ehrerbietigem aber bestimmten Tone, „hat er nicht gesehen, daß die Seele des Räubers Arges vorhat? Mein Vater muß seine Augen weit öffnen."

„Seiner Männer sind wenige," versetzte der Alte, „und die übrigen weilen viele Sonnen weit von hier gegen den Salzsee zu; El-Sol weiß auch, daß die Oconees morgen aufbrechen werden."

Die Nacht war hereingebrochen, der Tanz war vorüber und nur noch einzelne Stimmen ließen sich hören. Allmählich verstimmten auch diese und die tiefste Stille breitete sich über dem Indianerdorfe aus.

Der Mico, der schweigend und in Nachdenken versunken dagesessen hatte, erhob sich jetzt, um El-Sol in das Beratungshaus zu führen, wo ihm das Nachtlager bereitet war.

Mitternacht war nahe. Vom Ufer her schlich behutsamen Schrittes ein Mann auf die Hütte des Mico zu. Er hatte einen Säbel unter dem Arm und blickte scheu

um sich. Eben war er im Begriff, den Rückweg anzutreten, als plötzlich eine Wurfschlinge um seinen Hals fiel und er zur Erde geworfen ward. Dies geschah so schnell, daß der Gefangene nicht imstande war, die Schlinge zu zerschneiden. So lautlos war der Ueberfall vor sich gegangen, daß eine Schar bewaffneter Männer, die kaum fünfzig Schritt entfernt stand, von dem Vorfall nichts gemerkt hatte. Plötzlich ertönte ein lauter Aufschrei durch die Stille der Nacht und vom Ufer her knatterten einzelne Schüsse. In diesem Augenblick flog die Thür des Beratungshauses auf, eine Gestalt stürzte hervor und eilte, durch Büsche und Hecken gedeckt, dem Wigwam des Mico zu.

Das reichlich genossene Feuerwasser hatte die Bewohner des Dorfes in tiefen Schlaf versenkt, kaum aber knallten die ersten Schüsse, da war alles munter und in die Salven, die vom Uferkamme her rollten, mischte sich das Geheul der Indianer, die zwischen den brennenden Hütten hindurch sprangen und den unsichtbaren Feind zu erspähen suchten. Mitten durch das Toben und Schreien ward jetzt eine Stimme gehört, die dem Brüllen des Löwen glich — es war das Kriegsgeschrei El-Sols.

Als der junge Häuptling den Wigwam des Mico erreichte, eilte ihm Canondah schon entgegen. Mit dem linken Arm das geliebte Weib umschlingend, während die Rechte den Tomahawk krampfhaft umspannt hielt, sprang der Komanche dem Walde zu. Er hatte das schützende Dunkel noch nicht erreicht, als eine Kugel seinen Arm streifte. Er begann zu zittern, ein leichter Schauer zuckte durch seine Glieder.

„Canondah!“ flüsterten seine Lippen, „fürchte nichts, El-Sol beschützt Dich.“

„Canondah gab keine Antwort; das Haupt war zurückgesunken; der ganze Körper fing an sich zu dehnen und zu strecken.

Ein furchtbarer Gedanke erfaßte des Häuptlings Seele — aber es war unmöglich; sein Arm hatte ja die Kugel aufgefangen — Canondah war gewiß nur vom

Schrecken überwältigt worden! das warme Blut floß aus seiner eigenen Wunde.

Am Waldesrande angekommen, sah sich der Komanche bereits von seinen Treuen umringt.

„Es ist der Seeräuber," flüsterte er seinem Weibe zu, indem er es sanft zu Boden gleiten ließ. Dann trat er in die Mitte seiner Krieger und ließ abermals den schrecklichen Kriegsruf ertönen.

Mehr denn dreißig Hütten standen jetzt in hellen Flammen und beleuchteten den hohen Uferrand, während die breiten Feuerstreifen sich im Wasser spiegelten. Noch immer krachten einzelne Schüsse, und nach jedem derselben flackerte eine neue Hütte auf.

„Wo ist der Mico?" fragten jetzt einzelne Stimmen.

Niemand wußte Antwort zu geben.

In demselben Augenblicke tönte vom Ufer her ein weiblicher Angstruf und verhallte in der Luft.

El-Sol heftete seine Augen auf das brennende Dorf, hinter welchem er die Büchsenläufe der Seeräuber blitzen sah.

Nur wenige Minuten waren erst verstrichen, seit jener gellende Warnungsruf die Nähe des Feindes verkündete, und schon hatte der junge Häuptling seinen Plan entworfen. In kurzem, entschlossenen Tone gab er seine Befehle. Einer der Komanchen, gefolgt von der Mehrzahl der Pawnees und einem Trupp Oconees, glitt durchs Gebüsch hin, während El-Sol mit den übrigen Komanchen und Pawnees längs des Waldsaumes hinschlich.

Lafitte hatte in der Nähe der Bucht eine starke Abteilung aufgestellt, um die Boote zu bewachen. Am Gebüsch des Ufers hin standen Posten und unterhielten die Verbindung mit einer zweiten Abteilung, die bis zur Hütte des Mico vorgedrungen war. Offenbar hatte der Seeräuber es nur auf die Gefangennahme Tokeahs und der weißen Rose abgesehen. Das würde wahrscheinlich auch in aller Stille gelungen sein, wenn nicht El-Sol aus Vorsicht zwei Komanchen als Wache aufgestellt hätte, hätte, welche das Heranschleichen eines Weißen bemerkten.

Nachdem Lafitte seinen ursprünglichen Plan durchkreuzt sah, ließ er das Dorf in Brand schießen, um Schrecken und Verwirrung unter den Indianern zu verbreiten.

Drei geübte Schützen waren in der Nähe des Beratungshauses aufgestellt, mit der Weisung, den jungen Häuptling, als den gefährlichsten Gegner, niederzuschießen. Der Seeräuber selbst war bis zum Wigwam des Mico vorgedrungen, hatte diesen mit seiner Schaar umringt und den Alten nebst seiner Pflegetochter gefangen genommen. Canondah war es gelungen, das Freie zu erreichen, freilich nur, um draußen der Kugel zum Opfer zu fallen, die dem Komanchen bestimmt war.

Als der Seeräuber den Mico nebst der weißen Rose in seinem Besitz sah, ließ er seine Mannschaft ein Viereck bilden und zog sich nach dem Flußufer zurück, wo die Boote lagen. Nur noch wenige Schritte und man hatte die Bucht erreicht. Mit ein paar Ruderschlägen würde man sich in der Mitte des breiten Stromes befunden haben und bald dem Bereich der indianischen Kugeln entrückt worden sein. Eine Verfolgung mit den Kanoes war nicht zu fürchten, denn die Verfolger hätten den Büchsen der Piraten treffliche Zielpunkte geboten.

Eben war Lafittes Schar im Begriff, sich mit dem am Ufer stehenden Trupp zu vereinigen, als es plötzlich in dem unmittelbar davorliegenden Gebüsch lebendig ward und Indianergestalten auftauchten, vom Scheine des Feuers grell beleuchtet.

„Schultert!“ kommandierte der Seeräuber, und ruhig marschierte das Viereck weiter, bis es die Abteilung an der Bucht erreichte. Wenige Augenblicke später befanden sich der Mico und Rosa in Sicherheit. Jetzt galt es noch, den Rückzug zu decken. Es war eine entschlossene Schar, die der Pirat befehligte, alle Nationen und Weltteile, alle Farben und Sprachen hatten dazu den Auswurf der Gesellschaft geliefert. Mordlust in den funkelnden Augen, stand die Bande mit aufgepflanzten Bajonetten da, als aus Indianerkehlen ein furchtbares Geschrei erscholl, verstärkt durch die gellenden Töne der Weiber und Kinder, welche um die brennenden Hütten

rannten. Auf einmal stürzten die indianischen Krieger gleich Tigern auf die Seeräuber los. Lafitte ließ sie bis auf wenige Schritte herankommen, dann kommandierte er „Feuer!“ und die vordersten Reihen der Angreifer wälzten sich in ihrem Blute. Die übrigen prallten zurück, aber nur auf wenige Augenblicke, und abermals warfen sie sich den Seeräubern entgegen. Diese hatten nach ihren Pistolen gegriffen und trieben mit einer zweiten Salve die Wilden in gänzlicher Unordnung zurück. Der Wiesenplan war mit Toten bedeckt; der Rest der Schar suchte sich in Sicherheit zu bringen.

„Vorwärts, marsch!“ kommandierte jetzt Lafitte und schritt mit seinem Haufen den Booten zu, um sich einzuschiffen.

In diesem entscheidenden Augenblicke, der den Sieg des Seeräubers vollenden sollte, wurden vom Flusse her vier schwere plumpende Fälle hörbar. Als der Seeräuber sich umwandte, sah er die Köpfe der vier Ruderer, denen die Bewachung der Fahrzeuge anvertraut war, noch einmal aus dem Wasser auftauchen und dann versinken, um nicht wieder zum Vorschein zu kommen. Zugleich schossen die Boote pfeilschnell in die Mitte des Stromes, als würden sie von einer unsichtbaren Macht getrieben.

„Das ist El-Sol!“ rief der Pirat vor Wut knirschend. Ein paar Pistolenschüsse, die er den Booten nachsandte, wurden durch ein dumpfes Lachen erwidert.

Mehrere Sekunden lang standen die Seeräuber ganz starr vor Schrecken über den Verlust ihrer Fahrzeuge: dann aber ermannten sie sich wieder und luden rasch ihre Gewehre. Jetzt krachten vom Flusse her hintereinander zwei Salven und streckten den dritten Teil der Piraten zu Boden, während die vorhin in die Flucht geschlagenen Indianer abermals mit gellendem Kriegsgeschrei auf Lafitte und seine Schar losbrachen. Wieder blitzte und krachte es vom Ufer her, und dann sprang El-Sol mit seinen Kriegern unter die entsetzten Seeräuber, welche dem gleichzeitigen Angriff von vorn und von hinten nicht zu widerstehen vermochten. Sie warfen ihre Waffen weg und

stürzten sich in den Fluß, um dem Tomahawk ihrer erbitterten Feinde zu entgehen.

Lafitte allein schien entschlossen, sein Leben so teuer als möglich zu verkaufen. Mit dem Rücken an den Uferkamm gelehnt, den Säbel in der Rechten, eine Pistole in der Linken, verteidigte er sich gegen einen Oconee, der blindlings auf ihn losstürmte und trennte ihm mit einem gewaltigen Säbelstreich den Kopf vom Rumpfe. Einem zweiten jagte er eine Kugel durch die Brust und eben erhob er aufs neue die blitzende Klinge, als ein Lasso sich um seinen Hals schlang und ihn zu Boden riß.

Ein grauenhaftes Gellen, das nicht enden wollte, tönte durch die Luft und verkündete den vollkommenen Sieg der Indianer.

Dreizehntes Kapitel.

Es war ein Anblick der Trauer, welcher sich am Tage nach dem schwer errungenen Siege dem Auge darbot.

Vor dem Platze, auf welchem die Beratungshütte gestanden, saßen in einem weiten Kreise die vierzig im Kampfe gefallenen Pawnees und Oconees, mit dem Rücken an Baumstämme gelehnt. Alle waren mit ihrem Kriegsschmuck angethan, um würdig vor das Antlitz des großen Geistes treten zu können. An der Seite jedes Pawnee stand sein Streitroß, mit Feuergewehr oder Lanze behangen, während vor den Oconees Pfähle in die Erde gerammt waren, an denen ihre Gewehre, Tomahawks und Schlachtmesser hingen.

Einige Schritte seitwärts dieses Kreises ruhten die Ueberreste Canondahs. Sie war in ein prächtiges Gewand gekleidet, mit Ohrringen und Armspangen geschmückt. Eine Kugel, für El-Sol bestimmt, hatte ihre Brust durchbohrt, und noch im Tode spielte ein sanftes Lächeln um ihren Mund.

Auf dem Platze, wo das Beratungshaus gestanden, war ein Scheiterhaufen errichtet, auf dem zwanzig erschlagene Seeräuber lagen, denen man die Kopfhäute abgerissen. Um den Scheiterhaufen herum lagen dreizehn an Händen und Füßen gefesselte Gefangene, darunter Lafitte. Dahinter befanden sich die offenen Gräber, welche die getöteten Indianer aufnehmen sollten. Vor jedem Grabe steckte ein in Blut getränkter Stab mit einem kleinen Netz, in welches die Kopfhaut eines erschlagenen Feindes gesteckt werden sollte. Am äußersten Ende war das Grab Canondahs, rings mit Palmen-

schößlingen und Mangroven beflanzt. Das Haupt des gemordeten Mädchens sollte auf ein mit Atlas überzogenes Kissen zu liegen kommen.

Den gefallenen Kriegern gegenüber saßen in einem Halbkreise die Männer der drei Stämme. Die Häupter auf die Brust gesenkt, alle in tiefster Trauer. Obenan befanden sich der Mico und El-Sol. Tokeah schien ruhig und gefaßt; aber das erstorbene Auge und die Totenfarbe seines Antlitzes bezeugten den ungeheuren Schmerz, der in seinem Innern tobte. Der Verlust des einzigen Kindes, an dem er mit aller Faser seines Herzens gehangen, hatte ihn unsäglich elend gemacht. El-Sol hob ab und zu das herabgesunkene Haupt. Lange und durchbohrend hafteten dann seine Blicke auf der toten Braut, als wollte er den erstarrten Gliedern neues Leben einhauchen. Unbeschreiblich aber war der Schmerz der unglücklichen Rosa. Hatte sie doch in der jungen Indianerin die einzige freundliche Seele verloren, die noch einige Blumen auf ihren so dornenvollen Pfad gestreut. Das arme Mädchen weinte und klagte nicht, keine Thräne entquoll ihren Augen, wie geistesabwesend starrte ihr Blick auf die entseelte Schwester hin. Hinter ihr saßen die schluchzenden Frauen und Mädchen. So verging eine Stunde, als die Schläge der indianischen Trommeln und die melancholischen Töne der Flöte erklangen und zugleich von mehreren hundert Lippen in tiefsten Baßtönen der Totengesang angestimmt wurde. Allmählich schwoll der Gesang an, lauter und lauter, und ebenso ward er wieder leiser, bis er endlich erstarb. Eine Zeitlang herrschte tiefe Stille; die alten Squaws stahlen sich aus dem Kreise und umschwärmten unter Drohungen die Gefangenen. Bald wurden grimmige Racherufe laut, die zuletzt in ein tobendes Geheul ausarteten.

„El-Sol!“ ließ sich jetzt der Mico vernehmen, „meine Brüder wünschen die Stimme des großen Häuptlings zu hören; sie wollen die erzürnten Seelen ihrer gefallenen Brüder versöhnen.

Der Komanche starrte um sich, gleich einem, der aus einem tiefen Traume erwacht. Endlich sprach er:

„Mögen meine Brüder reden, damit El-Sol ihre Worte vernehme."

Es traten nun mehrere Oconees nacheinander als Redner auf. Sie rühmten in ihrer blumenreichen Sprache die Tapferkeit der Erschlagenen, ihre Geschicklichkeit als Jäger, ihre Weisheit im Rate. Hierauf schilderten sie den Jammer der hinterlassenen Witwen und Waisen, den schändlichen Verrat der Seeräuber und bemühten sich, die Rachegefühle der Zuhörer aufs höchste zu reizen. Unter lautem Geschrei verlangten die Oconees die Skalpe der Gefangenen. Sie hatten die meisten Verluste erlitten.

El-Sol hatte befohlen, die Seeräuber am Einschiffen zu verhindern, aber jeden unmittelbaren Angriff auf dieselben streng untersagt, da er wußte, daß der regellose Haufen sich mit den geübten Seeräubern im Kampfe nicht messen konnte. Aber kaum hatten die Oconees sich überzeugt, daß Tokeah und die weiße Rose sich in den Händen der Piraten befanden, als sie auch sofort zum Angriff übergingen, El-Sols Befehl mißachtend, und die Pawnees mit sich fortrissen. Der Angriff war so unüberlegt ausgeführt worden, daß fast alle Kugeln der Seeräuber ihr Ziel trafen und meistens von tödlicher Wirkung waren.

Das Rachegeschrei verstummte, als der Mico sich erhob, um in kurzer Rede die Gefangenen zum Tode zu verurteilen. Ungeduldig erwartete man jetzt, daß El-Sol seine Meinung äußern werde. In der Anschauung der nordamerikanischen Indianer war es eine selbstverständliche Sache, daß Gefangene den Tod erlitten. Ganz abweichend hiervon war der Kriegsgebrauch der Komanchen, die in ihrem Verkehr mit den Spaniern in Mexiko längst mildere Sitten angenommen hatten. Daher sah auch El-Sol den vorliegenden Fall mit andern Augen an als die Oconees. Ihm war an den Skalpen der Seeräuber nichts gelegen, vielmehr empfand er vor dem unersättlichen Verlangen anderer Indianerstämme nach diesen Siegeszeichen Abscheu und Ekel. Er wollte auch jetzt die Gesetze seines Volkes beachtet wissen, da ihm als

dem eigentlichen Sieger die Entscheidung über das Schicksal der Gefangenen zukam. Lautlose Stille trat ein, als er sich erhob.

„Meine Brüder, die Oconees, sind im Begriff, nach dem Lande der Komanchen auszuwandern, um dort ihre neue Heimat zu finden," ließ sich der Häupling vernehmen. „So mögen sie denn die Rede eines Komanchen hören, damit er seinem Volke sagen kann, wie sehr die Oconees die Weisheit ihrer neuen Brüder zu schätzen wissen. Was sagt der weise Tlachtala?" wandte sich El-Sol an einen seiner Krieger, welcher hinter ihm auf einer Wolldecke ausgestreckt lag und von zwei Kugeln durchbohrt war. „Will Tlachtala seinen neuen Brüdern sagen, was die Komanchen mit ihren Gefangen thun würden?"

Der Gefragte kämpfte bereits mit dem Tode und nahm seine ganze Kraft zusammen als er mit brechender Stimme antwortete: „Die Komanchen binden ihre Gefangenen mit dem linken Fuße und der linken Hand an Pfähle, lassen ihnen den rechten Fuß und die rechte Hand frei und geben ihnen ihre Waffen. Sechs junge Krieger kämpfen dann einzeln mit ihnen. Fällt der Gefangene, so darf der Sieger seinen Leib verbrennen; wenn aber die sechs Krieger fallen, so werden die Gefangenen Komanchen."

„Und was thun die Komanchen mit den Dieben, die ihre Pferde stahlen?" fragte El-Sol weiter.

„Sie rufen den schlechtesten Apachen (ein von den Komanchen verachteter Indianerstamm) herbei, damit er den Dieb an einen Baum hängt, als Speise für die Aasgeier."

Der Sterbende hatte die letzten Worte mit schwacher Stimme gesprochen. Er streckte sich noch einmal, sank dann zurück und war eine Leiche. Seine Stammesgenossen hoben ihn auf und setzten ihn an die Spitze der anderen Toten.

Als die Oconees diese Rede vernommen hatten, murrten sie, daß die Skalpe der Seeräuber ihren gefallenen Brüdern nicht auf die große Reise mitgegeben werden sollten. Besonders die alten Weiber waren

darüber aufgebracht und begannen in wilden Sprüngen einen eigentümlichen Tanz. Das Blut unserer Männer und Söhne schreit um Rache," riefen sie; „wir wollen unsere Messer tief in das Blut der weißen Männer tauchen."

Gleich entfesselten Bestien stürzten dann die Alten auf ihre Opfer los; ihnen folgten die jüngeren Frauen, die Knaben und Mädchen, dann auch die Krieger, und zuletzt drang die ganze wütende Schar der Oconees auf die Seeräuber ein. Nur die Komanchen und Pawnees, sowie Tokeah mit Rosa waren sitzen geblieben. Als aber ein schreckliches Schmerzensgestöhn laut wurde, dem ein teuflisches Geheul folgte, erhob sich der Mico und stürzte auf den Haufen los, denselben durchbrechend. Ein Anblick des Schreckens bot sich ihm dar. Zwei der Gefangenen lagen greulich verstümmelt am Boden, während über dem Haupte eines Dritten bereits das Skalpiermesser zuckte. Der Mico mußte sein ganzes Ansehen aufbieten, um der Wut der Menge Einhalt zu thun.

„El-Sol, die Männer der Oconees wollen nun hören, was der Häuptling der Komanchen ihnen zu sagen hat," sprach Tokeah, als er wieder auf seinen Platz zurückgekehrt war.

„El-Sol hat seine Hand ausgestreckt," erwiderte der Komanche mit erhobener Stimme, „um die Oconees als seine Brüder zu empfangen, aber sie haben ihm ihre Zähne gewiesen. Haben etwa die Komanchen geschlafen, während der Mico und die weiße Rose von den Seedieben fortgeführt wurden? Haben die Oconees die Diebe gefangen genommen, daß sie deren Skalpe als Eigentum begehren?"

„Haben nicht die Komanchen und Pawnees allezeit auf die Reden ihrer weisen Häuptlinge gehört?" erwiderte der Mico mit zitternder Stimme. „Soll das Band zwischen Brüdern zerrissen werden, weil die Oconees gethan, was ihre Väter thaten? Meine Brüder sind noch keine Komanchen. Wenn sie erst auf den weiten Wiesen des großen Volkes wohnen, dann werden sie auch der Stimme ihres Häuptlings gehorchen. Will mein Sohn die Hand Tokeahs zurückweisen?"

El-Sol ergriff rasch die dargebotene Rechte des Mico.

„So mögen denn die Hände der Diebe gebunden bleiben", sprach der junge Häuptling mit starker Stimme, „und den Weißen übergeben werden, auf daß diese sie an Bäume hängen, wo ihr Fleisch von den Vögeln des Himmels verzehrt wird. Die Gebeine von Dieben und Räubern sollen nicht neben denen roter Männer ruhen."

Der Mico schwieg eine Weile, dann erwiderte er: „Mein Sohn ist weise und seine Rede ist die eines großen Häuptlings; der große Geist hat durch seinen Mund gesprochen. Die Diebe des Salzsees sollen durch die schlechtesten der Weißen aufgehängt werden. Sie sind nicht wert, daß sie für die Tochter des Mico und die gefallenen Oconees sterben. Aber El-Sol und Tokeah dürfen sie nicht den Weißen überliefern. Die Diebe des Salzsees sind Feinde der Weißen und haben ihnen viel Schaden zugefügt. Der große Vater hat viel Geld für sein Haupt geboten. Sollen die verfolgten roten Männer den Bleichgesichtern helfen, ihre Feinde einfangen? Der Panther rennt in die Falle, die ihm der Jäger gestellt, auch der weiße Dieb wird dem Baume nicht entgehen, der für ihn gewachsen ist. Mögen die Weißen ihn selbst fangen, damit ihr Blut fließe, wie das der Oconees geflossen ist."

„Will mein Vater die Seeräuber aus dem Garn lassen, in das sie selber gegangen?" fragte El-Sol.

„Sie werden das Blut vieler Yankees vergießen und dadurch Managua und Tokeah rächen," entgegnete der Alte.

Die Oconees stimmten ihrem Mico bei, besonders als derselbe auf die Tapferkeit der Gefangenen hinwies, die noch vielen Yankees das Leben kosten würde.

„Es ist die Stimme eines großen Propheten," erscholl es aus hundert Kehlen.

„El-Sol hat die Worte seines Vaters gehört und die Komanchen haben sie gebilligt," bemerkte der junge Häuptling, „mein Vater weiß, was er zu thun hat."

Der Mico winkte einem jungen Krieger und beauftragte ihn, den Gefangenen die Fesseln zu lösen.

Die von ihren Banden befreiten Seeräuber wußten anfangs nicht, wie ihnen geschah und es dauerte eine Weile, ehe sie sich zu erheben vermochten, denn die festgeschnürten Riemen hatten tief in das Fleisch eingeschnitten und den Blutlauf gehemmt. Als aber der junge Krieger nach dem Flusse deutete und sprach: „Die Diebe mögen gehen", eilten sie so schnell wie möglich dem Ufer zu. Lafitte allein schritt langsam fort und blickte noch einigemale nach den Wilden zurück. An der Bucht angekommen, blieb er stehen, schaute mit verschränkten Armen noch einmal nach dem zerstörten Indianerdorfe hinüber und trat dann in das Boot zu seinen Gefährten. — —

Die herzzerreißende Begräbnisszene hatte sich abgespielt. Die gefallenen Krieger der Oconees und der Pawnees ruhten in kühler Erde, der Scheiterhaufen, auf dem die getöteten Seeräuber lagen, loderte in hellen Flammen auf und die Rosse der Pawnees waren geopfert. Alle standen bereit, das Ufer des Natchez für immer zu verlassen. Da trat El-Sol mitten unter die jammernden Frauen, nahm Rosa bei der Hand und führte sie ihrem Pflegevater zu.

„Die weiße Rose muß jetzt ihrem Vater Lebewohl sagen," sprach er mit sanfter Stimme zu ihr. „Der Mico hat einen Traum gehabt, der ihm gebietet, den Pfad nach den Wigwams der Weißen einzuschlagen. Sein Weg ist lang und dornenvoll, und die weiße Rose wird mit den Frauen nach den Dörfern der Komanchen ziehen. Dort wird sie Gebieterin sein, die Schwester Canondahs."

„Canondah!" schrie da das Mädchen plötzlich laut auf und ihren Augen entquoll ein Thränenstrom, das erste Lebenszeichen, das sie seit dem Tode ihrer Freundin von sich gab.

„Der unglückliche Vater will zu seinen weißen Feinden", sprach sie dann, „und seine Tochter ist im Grabe und niemand ist da, der ihn wartet und pflegt. Rosa war bisher seine Pflegetochter gewesen, sie will

nun seine rechte Tochter sein. Sie wird ihren Vate begleiten."

„Meine Schwester kennt nicht die Dornen des Pfades," wandte El-Sol ein; „sie ist zart und würde viel zu leiden haben."

„Soll der jammernde Vater kein freundliches Auge mehr sehen? Wer wird ihm fortan Speise und Trank reichen. Nein, mein Bruder! Rosa hat an ihre tote Schwester eine große Schuld abzutragen. Der Mico ist sehr unglücklich und ganz verlassen, Rosa muß ihm Tochter sein."

Schweigend hatte der alte Häuptling zugehört.

„Meine Tochter", sprach er und seine Stimme zitterte, „der Mico muß zu den Weißen; Rosa wird in den Wigwams der Komanchen Trost finden." —

Noch einen Blick warfen alle auf die zerstörten Hütten, dann trennten sie sich. Tokeah und El-Sol nebst je zwei Kriegern aus jedem Stamme wandten sich gen Osten, die übrigen nahmen ihren Weg nach Westen.

Vierzehntes Kapitel.

Viele Tage waren vergangen, seit Tokeah sich mit seinen Begleitern auf den Weg gemacht. Rastlos und finster vor sich hinbrütend schritt er neben seinen Begleitern her. Das Wild der Prairien und Wälder hatte ihnen zur Nahrung gedient, die gefrorene Erde zur Lagerstätte, ihre wollenen Decken als Betten.

Sorgfältig hatten sie die Wohnungen und Ansiedelungen der Weißen vermieden, und nach langer Reise waren endlich die Wanderer im Angesicht jener ungeheuren Fichtenwaldungen angelangt, die sich von den südlichen Vorbergen der Apalachen gegen den Staat Mississippi hinziehen.

Je näher der Häuptling diesen Wäldern kam, desto freier wurde seine Seele, desto heiterer sein Auge, desto zuversichtlicher seine Miene. Ein Gefühl von Wehmut und Freude, von bangem Schmerz und froher Sehnsucht trieb ihn vorwärts zum Lande seiner Kindheit, dem er den Rücken zu wenden gezwungen worden war, das ihn verstoßen hatte.

Als er in die Nähe des Flusses kam, an dessen jenseitigem Ufer die Wälder seiner Heimat emporragten, die Wälder, in denen er seine Kindheit verlebt, wo er zuerst auf den Kriegspfad gegangen, da lebten die vergangenen Zeiten mit ganzer Gewalt wieder in seiner Seele auf und schweigend breitete er seine Arme aus.

Feierlich schritt er über die Eisdecke des Stromes; am andern Ufer angelangt aber warf er sich zur Erde und blieb eine Weile regungslos liegen. Der rauhe Nordwind klang ihm wie die Geisterstimme seiner Väter.

Ringend mit sich selbst und seinem Schmerze brach er endlich in die Worte aus:

„Erde, die Du gesehen hast den Sohn des großen Scheyah — Tokeah grüßt Dich! Einst war er der Herr dieser endlosen Wälder, der Häuptling eines großen Volkes, jetzt steht er als Flüchtling hier und als Fremdling naht er sich den Gräbern seiner Väter. Großer Geist, warum hast du das gethan! Zahllose Sonnen hindurch hat der Mico an den Ufern dieses Flusses gejagt, ein mächtiges Volk hat er beherrscht; warum mußte das Andenken an ihn verschwinden von dieser Erde? Großer Geist, gieb Tokeah ein Zeichen, daß er Deinen Willen erkenne."

Mit sehnsüchtigem Blicke schaute der Greis hinauf zum Himmel, wo der Wind die Wolken jagte.

Sein Angesicht wurde düster und verzagt. Wieder sank er zur Erde und kalte Fieberschauer schüttelten ihn.

„Großer Geist, vergieb mir!" murmelte er. „Deine Stirn ist umwölkt und Dein Auge sieht düster auf Tokeah, weil er redet wie ein verzagtes Kind."

Endlich erhob er sich und winkte seinen Gefährten, heranzukommen. Er dankte dem Komanchenhäuptling für seine treue Ausdauer und machte ihn mit dem Endzweck der Wanderung, die ihn tausend Meilen weit hierher geführt, bekannt.

„Sieben Sommer sind vergangen", begann er, „seit der Mico der Oconees dem Lande seiner Väter den Rücken gewandt hat. Zweimal in dieser Zeit ist er über den großen Fluß gegangen, ganz allein und von keines Menschen Auge gesehen, um die Gräber seiner Väter zu besuchen. Gleich dem reißenden Panther ward er gejagt und wie ein hungriger Wolf ward er von den Weißen gehetzt. Zum letztenmal betritt sein Fuß den Boden, der seinen Vätern gehörte. In der Nacht, die ihm alles genommen, was seinen Augen teuer war, als kein Schlaf in seine Augen kommen wollte und er sich ruhelos auf seinem Lager wälzte, erschien ihm der Geist seines Vaters, der in die ewig grünen Jagdgründe des großen Geistes eingegangen ist.

„Geh zu den Gräbern deiner Eltern," sprach er, „und sammle ihre Gebeine; nimm sie aus der entheiligten Erde, wo sie verachtet werden. Laß sie in demselben Boden ruhen, wo mein Sohn und sein Volk ruhen werden; begrabe sie in den Jagdgründen roter Männer. Fürchte Dich nicht, sie aus ihrem Grabe zu nehmen! Der Fluch, der sonst auf solcher That lastet, wird Dich nicht treffen. Tokeah erhob sich von seinem Lager," fuhr der Greis fort, „als der Geist also zu ihm sprach und sein Herz ward traurig. Wieder legte er sich nieder. Die Hufe der Rosse und der Pflug des weißen Mannes sind über den Hügel gegangen, unter welchem der Vater Tokeahs begraben liegt, und bald werden seine Gebeine über die Erde zerstreut und von den Winden weggeführt werden."

Der Greis machte eine Pause, dann fuhr er fort: „Tokeah muß thun, was der Geist seines Vaters ihn geheißen hat. Er wird die Gebeine seiner Eltern ausgraben, daß sie friedlich ruhen mögen und El-Sol muß drei Tage auf ihn warten."

Aufmerksam hatte der Komanche den Worten des alten Häuptlings gelauscht und Schauer durchrieselten seine Glieder, dann entgegnete er mit dumpfer Stimme: „Schrecklich ist der Fluch, der den Frevler trifft, der die Gebeine der Toten in ihrer Ruhe stört. Sein Name ist verflucht von Geschlecht zu Geschlecht. Wenn aber der Geist des Vaters es dem Mico geboten hat, dann muß er gehorchen. El-Sol wird mit seinem Vater gehen."

Der Greis schüttelte den Kopf, dann sprach er: „El-Sol ist der Sohn Tokeahs und seinem Herzen teuer; aber sein Auge darf die entheiligten Grabstätten nicht schauen."

„El-Sol wird dem Mico folgen, aber in der Nähe der Gräber warten, bis er zurückkommt."

Der alte Häuptling gab schweigend seine Einwilligung und schweigend begab sich der kleine Zug gen Osten.

Mit Anbruch des Tages erstiegen die Wanderer einen Berg, von dessen Gipfel aus sich ihnen eine Fernsicht bot.

„Sieht mein Sohn jene Hügel, die sich gleich einer Kette hinziehen und deren Fuß von dem glänzenden Strome bespült wird?“ redete der Mico den Komanchen an, auf eine nicht allzuferne Bergreihe deutend. „Dahinter liegt das Thal, wo die Gräber der Eltern Tokeahs sich befinden.“

„Mein Vater mag gehen und die Gebeine holen,“ versetzte El-Sol.

„Nein, mein Sohn!“ erwiderte der Mico und fuhr dann fort: „Als Tokeahs Vater begraben wurde, da sprach der große Prophet seines Volkes den Fluch über denjenigen aus, der die Gebeine an das Licht der Sonne bringen und vor Scham erbleichen machen würde. Das Licht des Himmels darf sie nie wiedersehen; in finsterer Nacht wurden sie der Erde übergeben, in finsterer Nacht müssen sie wieder aus ihrem Dunkel gehoben werden. Tokeah will warten, bis das große Tagesgestirn am Himmel verschwunden ist.“

Er sprach nun einige Worte zu den Oconees und diese entfernten sich schweigend. Nach einer Weile kamen sie mit Rinde beladen zurück, setzten sich nieder und begannen die Rinde in die Form eines kleinen Sarges zu nähen. In- und auswendig wurde derselbe mit Fellen von Hirschen bekleidet, die man am Tage zuvor erlegt hatte. Tokeah selbst befestigte an beiden Enden breite Riemen.

Mit dem Ausdrucke innerer Befriedigung in den Zügen schaute der Greis auf den fertigen Sarg.

„Gebeine meiner Eltern,“ sprach er, „in der Rinde Eurer Wälder sollt Ihr ruhen, bekleidet mit Fellen von Hirschen, gejagt in den Gründen, die Eure Väter bewohnten.“

Den Tag über schlief der Mico. Mit Anbruch der Nacht aber stand er auf, nahm den Sarg und brach mit den beiden Oconees auf.

Es war Mitternacht, als die drei Indianer in dem Thale anlangten, welches Tokeah dem Komanchenhäupt-

ling als die Begräbnisstätte seiner Eltern bezeichnet hatte.

Während graue Schneewolken die volle Mondscheibe verdunkelten, schritten die Indianer in lautlosem Schweigen am Ufer des Strames unter entblätterten Walnußbäumen dahin. Ein leichter Schauer durchbebte die Glieder des alten Mannes, als er durch die wohlbekannten Wälder seines Geburtslandes sich stahl. Scheu blickte er um sich, und ein Gefühl von Furcht wollte ihn beschleichen; denn ihm war es, als umschwebten ihn die Geister seiner Väter. Zuweilen lauschte er, in dem Glauben, ihre flüsternden Stimmen zu vernehmen.

Je weiter er in dem Thale vordrang, desto schneller wurden seine Schritte.

Jetzt schlugen entfernte Laute an sein Ohr — es war Hundegebell.

„Geist meines Vaters," stöhnte er, „wie nahe sind die Hütten der Weißen deinem Grabe!"

Voll Ungeduld eilte er weiter, der Grabstätte zu.

Der Hügel war von einem rohen Feldzaun umgeben und auf dem Boden lagen Stengel von Welschkorn und enthülste Kolben zerstreut umher. Die Bäume standen blätterlos und abgestorben, und die rindelosen weißgrauen Stämme starrten wie in Grabtücher gehüllte Riesen den Wilden entgegen.

„Geist meines Vaters," rief er in unsäglichem Schmerze; „wo sind die Gebeine, die deine Stärke ausmachten?"

Rings um die Bäume war das Erdreich durch den Pflug aufgerissen. Voll Jammer blickte der rote Häuptling auf die Verwüstung und fiel bewußtlos zur Erde. Seine beiden Gefährten eilten herbei, ihn aufzurichten.

„Hinweg!" murmelte er, „hinweg von dem Grunde, in dem ein mächtiger Mico begraben liegt. Tokeah will seine Gebeine allein ausgraben."

Ehrfurchtsvoll traten die beiden Oconees zurück, und der Greis wühlte nun mit seinen Händen in dem halbgefrorenen Boden. Die Kiesel schnitten in seine erstarrten Finger; das Blut floß unter den Nägeln her-

vor und die Haut löste sich von seinen Händen. Aber er achtete der Schmerzen nicht und grub immer hastiger, als fürchte er, es könne ihm jemand seinen Schatz streitig machen. Endlich stieß er auf die Ueberreste seines Vaters und sammelte sie.

Das erste und einzige Mal in seinem Leben vergoß er Thränen, und seine Gefährten hörten ihn laut schluchzen.

Dann begab er sich zum Grabe seiner Mutter.

Hier war der Pflug tiefer eingedrungen und nur wenige Zoll Erde bedeckten noch die Gebeine, die er mit unsäglichem Schmerze zu denen seines Vaters legte.

Jetzt brach der Mond durch die Schneewolken und goß sein volles mildes Licht auf den Indianer, als er auf der harten Erde vor dem Sarge lag.

„Geist meines Vaters!“ stöhnte er, „Du hast wahr gesprochen; die Rosse der Bleichgesichter haben Deinen Grabhügel zertreten, und Dein Sohn hat gethan, was Du ihm geboten hast. Er wird Deine Ueberreste in ferner Erde begraben, wo auch seine eigenen Gebeine ruhen sollen, wo der rote Mann noch Herr der Gründe ist. Geist meines Vaters, bitte den großen Geist, daß er mit mildem Antlitz auf seine Kinder herabsehe und Du Dich wieder ihrer Thaten freuen mögest.“

Abermal ließ sich Hundegebell hören.“

„Die Wächter der Bleichgesichter mahnen“ fuhr der Greis in seinem Selbstgespräch fort. „Lebe wohl, mein Vaterland. Lebt wohl, ihr Bäume, in deren Schatten Tokeah so oft geruht, wenn er müde von der Jagd heimkehrte. Lebe wohl, Du Strom, in dessen Wasser er so oft die Ruder getaucht, lebt wohl, ihr Hügel, auf denen ihn sein Vater den Bogen spannen lehrte. „Lebt wohl! Lebt wohl!“

Wieder drangen die bleichen Mondstrahlen durch zerrissenes Gewölk; zum drittenmale ließ sich das Hundegebell hören.

„Großer Geist!“ flehte der alte Mann, „Du hast mit hellen Augen auf das Werk Deines Sohnes geschaut! öffne nun auch die Ohren seiner Brüder, auf daß sie die Worte hören, die er ihnen sagen wird.“

Er erhob sich, legte den Riemen um seinen Hals und drückte den Sarg an seine Brust. So trat er zu den beiden Oconees, mit denen er eine Weile redete, worauf sie sich entfernten. Nun kehrte der alte Häuptling zu El-Sol zurück.

Fünfzehntes Kapitel.

„Der Geist meines Vaters hat wahr gesprochen," redete er den Komanchenhäuptling an. „Der Pflug ist über die Grabhügel gegangen, in denen die Gebeine seiner Eltern ruhten.

„Tokeah hat wie ein guter Sohn gehandelt," entgegnete El-Sol; „aber die Komanchen, die Pawnees und die Oconees sind verwaist, und der Pfad, den Tokeah und El-Sol zu gehen haben, ist sehr lang — der weißen Rose wird sehr bange sein."

Der alte Häuptling warf einen forschenden Blick auf seinen Begleiter und erwiderte: „Die roten Männer wissen, daß Tokeah auf dem Pfade ist, das Gebot des großen Geistes zu erfüllen."

El-Sol schwieg und die Männer traten nun den Rückweg an.

Der Komanchenhäuptling bemerkte bald, daß es nicht derselbe Weg war, den sie gekommen waren. Die Gegend welche die Indianer durchschritten, war ganz und gar verschieden von der Landschaft, durch welche der Herweg sie geführt hatte. Alles hatte ein gänzlich verändertes Aussehen: Sträucher, Bäume, sogar der Boden und die zerstreuten Ansiedelungen, an denen man vorüberkam.

Die Wanderer befanden sich im Staate Alabama. Sie vermieden nicht nur ängstlich die Wohnungen der Weißen, sondern auch jede zufällige Begegnung mit denselben und nahmen ihren Weg während der Tages-

stunden durch die dunkelsten Wälder und durch die unzugänglichsten Dickichte und Sümpfe.

Endlich, nach einem Marsche von mehreren Tagen, langten sie in einem Thale an, das, von bewaldeten Hügeln umgeben, in völliger Abgeschiedenheit sich vor ihnen ausbreitete.

Der alte Häuptling setzte den Sarg auf die Erde, winkte dem Komanchen dabei zu bleiben und entfernte sich.

Nach einer Weile ließ sich ein durchdringendes langgezogenes Pfeifen hören, so scharf und gellend, daß die Nachtvögel erschreckt aufflatterten und ihre unheimlich klingenden Rufe hören ließen. Eine Zeit lang herrschte tiefe Stille, bis abermals das Pfeifen ertönte.

Nun wurden in der Ferne Töne vernehmbar, dem Heulen des Wolfes ähnlich, wenn er in schmerzlichem Todeskampfe sich wälzt.

Bald darauf erschien Tokeah wieder und setzte sich schweigend neben El-Sol auf die Erde.

Mit einem Male wurde es ringsum hell und durch die Gebüsche leuchteten rote flackernde Flammen. Aus den verschiedensten Richtungen kam eine Menge Gestalten herangetrabt, näherte sich den beiden Häuptlingen, kreuzte ihre Hände über der Brust und ließ sich dann schweigend auf den Boden nieder.

Mit jeder Minute mehrte sich die Zahl der Rothäute, bis ihrer endlich mehr denn zweihundert versammelt waren.

Die meisten waren in Wolldecken gehüllt, unter denen das Jagdhemd und der Wampumgürtel sichtbar waren. Viele hatten sich auch mit zivilisierter Kleidung herausgeputzt. Einige trugen grobleinene Beinkleider, aber weder Schuhe noch Strümpfe, andere hatten langschößige Röcke mit doppelter Reihe von blanken Knöpfen über das Jagdhemd gezogen, so daß ihr Anblick nicht wenig komisch wirkte.

Es schien, als ob die meisten der roten Männer mit Unlust hierher gekommen wären; denn weder Freude noch Teilnahme war in ihren wilden Gesichtszügen zu

lesen, die deutlich den unmäßigen Genuß des Feuerwassers erkennen ließen.

Tokeah war gesenkten Hauptes sitzen geblieben. Als er endlich den Blick über die versammelte Menge schweifen ließ, begegnete er in den Augen der Wilden einem so scheuen, starren Ausdrucke, als ob die Erscheinung ihres ehemaligen Häuptlings sie mit Grauen erfülle.

Bei dieser Wahrnehmung spielte ein bitteres Lächeln um den Mund des Mico.

Ein älterer, ganz nach amerikanischer Weise gekleideter Mann trat jetzt keck vor den alten Häuptling, sah ihn eine Weile höhnisch lächelnd an, und seine Kienfackel in die Erde stoßend, setzte er sich in die vorderste Reihe des großen Halbkreises.

„Josef, der Oconee!" ging es murmelnd durch die Versammlung — dann trat eine längere Pause ein.

Die Wilden hatten sämtlich ihre Kienfackeln in die Erde gesteckt, und der Widerschein des rot in ihre bemalten Gesichter schlagenden Lichtes gab der Versammlung einen eigenartigen Anblick.

„Sind meine Brüder versammelt, um die Stimme des Mico zu hören, der schon lange nicht mehr zu ihnen gesprochen hat?" fragte Tokeah.

„Sie sind es," erwiderte ein alter Indianer. „Die Muscogees haben einen weiten Weg gemacht, die Worte des großen Mico zu hören; ihre Ohren sind offen."

„Die Männer der Muscogees haben die Tomahawks begraben und leben mit den Weißen in Frieden. Sie haben beim großen Geist geschworen", rief Josef der Oconee mit gellender Stimme.

Ein Gemurmel, das ebensowohl Beifall als Mißbilligung ausdrücken konnte, war zu vernehmen.

„Ich fühle den Atem eines Verräters mich anwehen," erwiderte der alte Häuptling. „Seine betrogene Mutter war die Tochter eines Häuptlings der Muscogees und sein Vater ein Yankee."

„Und ich spüre den Atem eines Wolfes, der von den Seinen vertrieben wurde, weil er sie in die Schlingen des Jägers führte," versetzte höhnisch der Halfbreed

(Nachkomme eines Weißen und einer Indianerin) „Josefs Vater war ein Weißer, seine Mutter aber die Tochter der Schwester Tokeahs. Hat er gleich diesem den roten Männern das lange Messer der Bleichgesichter in den Nacken gesetzt? Nein, er hat es abgewehrt von ihrer Brust. Er hat mit ihnen gejagt und den Tomahawk erhoben gegen die Chorokees und die Choctaws der sechs Nationen."

Er hielt inne und sah sich im Kreise um.

„Wenn meine Rede den Muscogees gefällt, so will ich fortfahren, wenn sie aber ihre Ohren verschließen, so weiß der Häuptling Josef seine Zunge zu wahren."

„Er hat sich wie ein Hund in seine Höhle verkrochen, als die Muscogees den Tomahawk gegen die Weißen erhoben und den Bleichgesichtern als Späher gedient," bemerkte eine Stimme aus der Versammlung.

„Dafür aber seinen Brüdern den Frieden gebracht," fiel der Halfbreed dem Sprecher keck in die Rede. „Ohne Josef wären die Muscogees längst von der Erde vertilgt, wie so viele andere Stämme der roten Männer."

„Besser, sie wären mit Ehren gefallen, als von ihren eigenen Brüdern verraten zu werden," bemerkte ein anderer.

Der Mico hatte die Worte des Halfbreed mit Unwillen vernommen.

„Sehen die Augen Tokeahs wirklich die Muscogees, die großen Muscogees?" nahm der alte Häuptling wieder das Wort. „Sind das wirklich die Muscogees, die noch der Schrecken der Weißen waren, als diese bereits alle roten Stämme diesseits des großen Flusses vertilgt hatten? Ja, „fuhr er in schmerzlichem Tone fort, „ja, sie sind es. Aber ihre Haut ist angethan mit den Gewändern, wie sie die Bleichgesichter tragen. Rote Männer, höret die letzten Worte Tokeahs und füllet seine Ohren nicht mit Weibergeschwätz. Männer der Muscogees, der Krieger, den Eure Augen neben Tokeah sehen, ist sein Sohn, El-Sol, der große Häuptling der Komanchen."

Eine Anzahl der Wilden erhob sich, um dem jungen Komanchen die Hand zum Gruß zu reichen; die meisten aber blieben auf ihren Plätzen.

„Der Mico der Oconees hat sich von seinem Volke losgerissen," sprach der Halfbreed, „und ist in die endlose Wildnis jenseits des großen Stromes gegangen. Warum ist er wieder hierhergekommen? Seine Zunge ist scharf und giftig. Wollen meine Brüder auf seine Worte hören und den Zorn der Weißen auf sich laden?"

Es entstand ein wildes Durcheinander. Ein Teil der Anwesenden schlug sich auf Josefs Seite, andere aber verlangten, das man dem Mico Gehör schenke.

Endlich trat wieder Ruhe ein.

„Der Sohn eines Weißen hat wahr gesprochen," hob Tokeah nun an. „Die Zunge des Mico ist bitter, noch ebenso bitter, als er vor zwanzig Jahren in diesem Thale zu den Muscogees sprach. Seine Augen haben während dieser Zeit gar vieles gesehen, seine Ohren manches gehört, was seine Seele betrübte. Wie Hunde haben sich die roten Männer von Bleichgesichtern auf ihre Brüder hetzen lassen. Seine Augen haben gesehen, wie rote Männer gegen ihre roten Brüder den Tomahawk erhoben haben, und die Weißen spotteten der Thoren, als sie einander das Messer in die Brust stießen. Seine Augen haben gesehen, wie falsche Brüder sich in die Wigwams der Weißen geschlichen und von ihnen viele Dollars erhielten, womit sie die roten Männer betrunken machten. Als sich diese im Schmutze wälzten, flüsterten sie ihnen in die Ohren, das Land ihrer Väter den Weißen zu verkaufen. Auch das Land des Mico haben sie verkauft, während er sich auf einem Zuge gegen die Choctaws befand. Aber Tokeah hat das Geld, das ihm die Weißen geben wollten, mit dem Fuße weggestoßen. Als die roten Männer endlich einsahen, wie thöricht sie gehandelt und den Tomahawk gegen die Bleichgesichter erhoben, da war es zu spät. Sie wurden in blutiger Schlacht geschlagen, und viele Sommer werden vergehen, ehe die roten Männer wieder stark genug sein werden, ihre Tomahawks gegen die weißen Männer, ihre Bedrücker, zu erheben. Der roten Männer sind nicht mehr viele; aber selbst die wenigen wollen die Bleichgesichter vertilgen. Hört, Männer der Oconees," fuhr er mit erhobener Stimme fort. „Die

Weißen haben ihre Späher unter die roten Männer gesandt und unter diesen sind viele Verräter. Die Verräter aber sind Häuptlinge geworden und haben die Dollars genommen, die der Mico mit den Füßen weggestoßen hat. Kennen meine Brüder diese Männer?"

Dabei richtete sich der Blick des Alten durchbohrend auf den Halfbreed.

„Männer der Muscogees," entgegnete dieser mit kreischender Stimme, „wenn Ihr auf die Worte des vertriebenen Tokeah hört, werden auch Euch die Weißen dahin jagen, wo er verbannt lebt."

Der Mico warf dem Sprecher einen verächtlichen Blick zu und fuhr dann fort: „Hat Tokeah seinen Brüdern in die Ohren geflüstert, das Kriegsbeil auszugraben und sich auf den Kriegspfad gegen die Weißen zu begeben? Was Tokeah gewollt hat, wissen die roten Männer; aber sie verschlossen ihre Ohren und hörten seine Stimme nicht. Er ist nun gekommen, sein Volk nochmals zu sehen. Dabei ist er durch die Wigwams der Weißen gegangen. Sie zittern vor den vielen Kriegern, die gekommen sind von jenseits des großen Salzsees, zahlreich wie die Bäume des Waldes und mit brüllenden Feuerschlünden." (Zur Erklärung des zuletzt Gesagten mag dienen, daß damals, es war im Jahre 1812 ein Krieg zwischen den Engländern und Amerikanern ausgebrochen war).

In der Versammlung war es plötzlich still geworden und alle sahen den alten Häuptling forschend an. Ein dumpfes Flüstern ging durch die Menge, ein Beweis, daß der Mico eine Seite berührt hatte, die gewaltig in ihrem Innern erklang.

Und was befiehlt der große Mico zu thun?" fragte einer der Indianer.

„Der Mico ist gekommen auf dem Pfade des Friedens," versetzte dieser ausweichend. „Die Seinen sind ferne. Seine Brüder, die Muscogees, haben seit vielen Sommern die Stimme Tokeahs nicht mehr gehört; sie haben sich andere Häuptlinge gegeben und müssen diesen gehorchen."

Bei diesen Worten sah er die Versammlung forschend an.

„Die Augen Tokeahs sehen nicht mehr Muscogees," fuhr der Alte nach einer Weile fort, „sie sehen verkleidete rote Männer, die sich des Wampums ihrer Väter schämen und deren die Weißen spotten. Sein Herz sagt ihm, daß unter den Röcken der Weißen auch ihre falschen Herzen schlagen nnd daß seine Worte in die Ohren ihrer und seiner Feinde geflüstert werden.

„Der Mico der Oconees ist ein weiser Häuptling," sprach ein alter Krieger, „und in seinen Adern rollt das Blut Sheayahs. Die Männer der Muscogees wollen seine Stimme hören. Sie sind viele Sonnen weit gekommen, um den Späheraugen der Weißen zu entgehen. Sollen sie umsonst gekommen sein?"

„Die Muscogees sind weise", sprach der Mico mit spöttischem Lächeln. „Sie haben die Boten der Weißen getäuscht: aber sie haben ihre eigenen Späher mitgebracht. Ein Thor spricht zweimal. — Der Mico ist gekommen, um von seinem Volke für immer Abschied zu nehmen."

„Dann hat Tokeah einen weiten Weg gemacht, den er sich hätte ersparen können," bemerkte Josef. Die Muscogees wollen Ruhe und Frieden, den giebt ihnen der Mico nimmer."

„Ja," entgegnete dieser, „mein Bruder hat wahr gesprochen. Der Mico ist unruhig, so wie der freie wilde Büffel es ist, der die Seinigen von den Jägern in die Hürde getrieben sieht. Die Weißen geben den roten Männern Frieden, weil sie bedrängt werden von den Kriegern des großen Vaters der Kanadas. Wenn aber die roten Röcke abgezogen sein werden, dann mögen die armen Muscogees die Sommer zählen, die sie noch auf ihrem Lande leben werden. Es werden deren nicht viele sein. Männer der Muscogees, der Mico hat mit dem Geist seines Vaters gesprochen!"

Alle horchten auf.

„Tokeah will die Gebeine seiner Eltern nicht ferner unter einem entarteten Volke lassen, unter einem Volke das seinen Häuptling verraten."

Keiner der Anwesenden unterbrach die Stille.

„Der Mico," fuhr der Häuptling fort, „hat die Gebeine seiner Eltern geholt, um sie im Lande der großen und freien Komanchen zu begraben." Damit öffnete er den Sarg und ehrfurchtsvoll drängten sich die Indianer heran.

„Tokeah wird das Land seiner Väter nie wiedersehen: die roten Männer können ihn nicht mehr halten. Aber sie mögen mit ihm kommen in die Jagdgründe der freien Komanchen. Tokeah und sein Sohn, der große El-Sol, werden sie wie Brüder aufnehmen!"

Mit diesen Worten erhob er sich und verließ die Versammlung, ohne die Männer noch eines ferneren Blickes zu würdigen.

Was eigentlich den alten Häuptling veranlaßt haben mochte, diese Zusammenkunft mit seinen Stammesgenossen herbeizuführen, läßt sich schwer erraten. Ob es ein letzter Versuch gewesen, sein Volk zum Ergreifen der Waffen gegen die Weißen zu veranlassen, ist nicht mit Gewißheit zu behaupten. Wie er aber die Sachlage fand, gab er jede Hoffnung auf. Die Regierung der Vereinigten Staaten hatte während seines langjährigen Exils ein Mittel gefunden, ihren Einfluß auf die noch ungebändigten Stämme von Jahr zu Jahr zu vergrößern. Dieses Mittel waren Heiraten zwischen Weißen und Indianerinnen, wodurch der Einfluß der vornehmsten Häuptlinge allmählich auf die Halfbreeds überging, die, dem amerikanischen Interesse näher verwandt, das übrige Volk in dieses zu ziehen wußten. Durch eine solche Heirat war auch der Mico um sein Land und seinen Einfluß gebracht worden, und es war natürlich, daß, als diese Politik häufiger befolgt wurde, die Kluft zwischen ihm und seinem Volke sich immer mehr erweiterte. —

Die beiden Häuptlinge schlugen mit ihren Begleitern den Weg nach dem Mississippi ein.

Schon am folgenden Morgen bemerkten sie verdächtige Spuren und erkannten daraus, daß Muscogees vor ihnen denselben Weg gegangen waren.

El-Sol fühlte darüber nicht geringe Besorgnis.

„Der Mico hat wie ein frommer Sohn gehandelt, als er das Gebot seines Vaters erfüllte," wandte er sich an den Alten; „aber es war nicht klug von ihm, daß er zu seinem Volke sprach. Wenn die Bleichgesichter erfahren, daß er seinem Volke in die Ohren geflüstert hat, werden sie ihre Stirn runzeln und ihn zu fangen suchen."

Nach Verlauf von acht Tagen kamen die Wanderer an den Missisippi, fuhren in einem Kanoe den Strom hinauf und bogen dann in den Red-River ein, auf dem sie ihre Reise fortsetzten.

Am zehnten Tage ihrer Stromfahrt erreichten sie die Prairien von Texas. Als die Sonne hinter die Schneeberge der Rocky — Mountains sank, schlugen sie ihr Lager in einer Felsgrotte am Fuße einer Hügelkette auf. Ein Feuer wurde angezündet und die Abendmahlzeit eingenommen. Darauf legten sich die Oconees in ihre Decken gehüllt am Feuer nieder, während die Komanchen Wache hielten.

Plötzlich schlugen ferne Laute an ihr Ohr.

„Es sind Ponkas," sagte der Häuptling. „Sie knurren gegen einen Feind, der ihnen eine Wunde schlug, als es in seiner Macht stand, sie zu vernichten."

Die Schläfer wurden geweckt und alle begaben sich zum Flusse hinab, wo das Kanoe in sicherem Versteck lag. Der Mico und die beiden Oconeekrieger bestiegen das Fahrzeug, während El-Sol mit den Komanchen und Pawnees am Ufer hinschlich.

Mit einemmale hemmte der Häuptling seine Schritte. Die Indianer hatten den Kamm einer niedrigen Hügelreihe erreicht und sahen in kurzer Entfernung vor sich ein verglimmendes Lagerfeuer glänzen. Hart daneben stand ein indianischer Krieger, die Rechte auf die lange Lanze gestützt und schaute in die Glut. Neben ihm, in ihre Decken gehüllt, kauerten einige zwanzig dunkle Gestalten, während ihre Pferde durch die langen Lassos am Entweichen gehindert, mit hängenden Köpfen im Kreise standen.

„Es sind Konzas," flüsterte El-Sol den neben ihm liegenden Pawnee-Krieger zu. „Sie haben Kundschaft erhalten von der Heimkehr der Komanchen und wollen einen guten Fang machen. Aber El-Sol ist kein Knabe mehr und morgen werden die Weiber der Konzas wohl klagen über den Tod ihrer Männer."

Die fünf Indianer krochen nun näher an das Lager der feindlichen Krieger heran, ganz lautlos, daß auch das geübteste Ohr nicht das leiseste Geräusch zu vernehmen imstande gewesen wäre. Nur eine sanfte Anhöhe trennte sie noch von den Feinden. El-Sol horchte. Einzelne Laute schlugen im Zuge des scharfen Nordwindes an sein Ohr. Eine Weile lauschte der junge Häuptling, dann richtete er sich zur Hälfte auf und sah hinauf zur silbernen Mondscheibe, die eben aus einer dunklen Wolke trat und die Gestalten der Konzas ziemlich deutlich erkennen ließ. Vorsichtig hob er die Büchse, gab seinen Gefährten ein Zeichen, und im nächsten Augenblick knallten fünf Schüsse, von denen jeder sein Ziel mit unfehlbarer Sicherheit traf.

Die überraschten Feinde dachten im ersten Schrecken nicht an Widerstand, sondern sprangen zu den Pferden, die, wildgeworden, an den Riemen rissen und zum Teil schon die Freiheit erlangt hatten.

Den Kriegsruf seines Stammes ausstoßend, stürzte sich El-Sol mit seinen Gefährten auf die entsetzten Konzas. Diese aber wähnten sich jedenfalls von einer weit größeren Anzahl Feinde angegriffen und jagten in wilder Flucht davon. Die Komanchen erbeuteten ein halbes Dutzend Pferde, schwangen sich auf dieselben und sprengten nach dem Flusse zurück, wo ihr Kanoe lag. Sie hatten kaum das Fahrzeug bestiegen, die erbeuteten Pferde im Strome nach sich ziehend, als vom Ufer her wildes Geheul ertönte und Kugeln und Pfeile um ihre Köpfe pfiffen. Die Konzas hatten sich bald von ihrem Schrecken erholt und waren ihren Feinden nachgesetzt, die jedoch bereits in verhältnismäßiger Sicherheit waren. Plötzlich stieß der Mico einen leisen Schrei aus und faßte mit der linken Hand nach dem Halse.

„Will mein Sohn dem Mico versprechen, ein guter Vater der Oconees zu sein?“ wandte sich der alte Häuptling an El-Sol.

„Ein Vater und ein Bruder,“ versetzte der Komanche. „Aber warum diese Frage, mein Vater? Tokeah wird sich noch lange mit seinen Kindern freuen.“

„Will El-Sol es bei dem großen Geiste versprechen?“ wiederholte der Mico dringender und mit röchelndem Tone.

„Er will es,“ erwiderte der junge Häuptling.

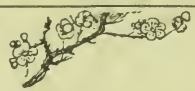
„Will er versprechen, Tokeah und die Gebeine seiner Eltern in den Jagdgründen der Komanchen zu begraben. Es ist der Wille des großen Geistes, daß Tokeah die Gefilde der Komanchen nicht sehen soll.“

Er röchelte, drückte den Sarg an seine Brust und murmelte noch einige abgebrochene Worte, dann lösten sich seine Arme und entseelt fiel er in das Kanoe zurück. Eine Kugel hatte ihm den Hals durchbohrt. In stummem Schmerz warf sich der junge Häuptling über die Leiche. Das Kanoe landete am jenseitigen Ufer, und noch immer verharrte El-Sol in seiner Stellung, bis ihn seine Gefährten auf die drohende Gefahr aufmerksam machten. Nun nahm er den Leichnam auf seine Schultern, legte ihn quer vor sich über den Sattel des Pferdes und die kleine Gesellschaft setzte ihren Weg fort. Am dritten Tage erreichten sie die Wigwams der Pawnees vom Toyaskstamme.

Ende.

Druck von E. Grüner, Bernau.

A. Seydel & Cie., G. m. b. H., Berlin S.W.



41459
44.165